

Sitzungsberichte der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-historische Klasse
Jahrgang 1949, Heft 3

Kollektivismus und Kapital- wirtschaft

in der Vor- und Frühgeschichte

Von

Otto von Zwiedineck Südenhorst

Vorgetragen am 5. März 1948

München 1949

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Inhaltsübersicht

I. Neue Forschungen zu einer alten Theorie	5-8
II. Probleme der Zusammenarbeit von Geschichte und Ethnologie	9-22
III. Wirtschaften die Wildbeuter?	22-35
IV. Individuelle Nahrungssuche und Eigentumsvorstellungen	35-45
V. Solidarismus, nicht Kollektivismus	46-55
VI. Zwischen Wildbeuter und altorientalischer Stadtkultur	55-82
a) Pflanzler und Hirten	55-64
b) Wirtschaftsstil umstritten	64-75
c) Aufstieg zur Kapitalwirtschaft	75-82

Neue Forschungen zu einer alten Theorie

„Das kurze Leben einer vielgenannten Theorie“ ist der Titel einer Abhandlung v. Belows, in der er unter Heranziehung des damals (1920) vorhandenen Schrifttums über die Lehre, die für die Anfänge des menschlichen Gesellschaftslebens Gemeineigentum annahm, nachwies, daß diese Theorie nicht mehr aufrechtzuerhalten sei. Aber es war gar nicht der Widerspruch gegen die Theorie selbst, um die es Below ging, sein Beweisthema war vielmehr die Vergänglichkeit „so mancher vorzugsweise auf dem Wege der Vergleichung gewonnenen Theorie“.

Einem glänzenden Aufstieg dieser Theorie schien ein ebenso rascher Fall gefolgt zu sein. Allein wenn auch erwiesen war, daß die Trierer Gehöferschaften und die Haubergsgenossenschaften des Kreises Siegen und ähnlich der russische Mir und die serbische Zadruga keineswegs Reste eines ursprünglichen Gemeineigentums, sondern spätere Schöpfungen waren: der Glaube an das Gemeineigentum als die ursprüngliche Form der Herrschaft der Menschen über die Dinge lebte dennoch weiter. Und das kann kaum überraschen, wenn man überlegt, daß Belows Kampf nur der vergleichenden Methode und den Analogien gegolten hat, nicht der Annahme, daß Gemeineigentum am Anfang gestanden habe, denn er erklärte gegen Schluß der Abhandlung ausdrücklich: „Ich gehöre zu denjenigen, welche der Ansicht sind, daß die Germanen der Urzeit Gemeineigentum am Ackerland gehabt haben.“

So ist das Dogma vom Ureigentum, wie es von Ch. Letourneau, Dargun, Laveley-Bücher, Spencer, um von älteren zu schweigen, vertreten ward, immer noch nicht erledigt. Und wenngleich H. Cunow, der ehrliche Historiker des Sozialismus, entgegen seiner früheren Anschauung im 1. Bande seiner Allgemeinen Wirtschaftsgeschichte (1926) die Theorie des Urkommunismus als unhaltbar erklärt hat, konnte die Theorie vom Ureigentum fortbestehen, weil ja alle Beweisführungen nur indirekt

geführt worden waren und nicht anders geführt werden konnten als durch Interpretation historischer, vornehmlich literarischer Quellen. Material für direkte Beweisführung fehlte.

Darin ist nun eine tiefgehende Wandlung geschaffen worden mit den großen Fortschritten einmal im Forschungsbereich der Vor- und Frühgeschichte, Fortschritte, die namentlich mit dem Namen Oswald Menghin, Fritz Kern, Breuil, E. Eyre, H. Obermaier, W. Schuchardt, Burkit-Smith u.a. verknüpft sind, und weiters in der Völkerkunde mit der Entwicklung sorgfältiger ethnozoologischer Synthesen aus den großen Mengen ethnographischen Materials, an denen neben der großen Zusammenfassung von Richard Thurnwald ganz besonders die Leistungen von Gräbner, Malinowski, Lowie, Schebesta, Koppers und Wilhelm Schmidt Anteil haben. Mit dem Erscheinen von Menghins Weltgeschichte der Steinzeit, dieser unter allen Umständen, mag sie auch in manchem heute nicht unwidersprochen geblieben sein, doch grandiosen Synthese, ist unverkennbar eine neue Etappe zur Universalgeschichte erreicht worden. Es sind Bausteine zur Urgeschichte der Menschheit gewonnen und zu einem Gesamteinblick in die Anfänge menschlicher Kultur verwendbar gemacht, einem Einblick, der, wie paradox es auch klingen mag, auch für die Stellung zu heute aktuellen Sozialproblemen ihre Bedeutung haben. Man darf die propagandistische Kraft eines Dogmas wie jenes vom Ureigentum nicht unterschätzen, zumal da es nicht nur von zutiefst überzeugten Anhängern des marxistischen Sozialismus, vor allem von Friedrich Engels und Karl Kautsky, sondern auch von Gelehrten wie Kohler und Wundt vertreten wurde. So blieb auch von dieser Seite her die These aufrecht, daß an der Wiege der Menschheit Kommunismus bestanden habe und daß insofern schon von einer Natürlichkeit dieser Gesellschaftsordnung geredet werden dürfe.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst des der Schule Menghins zuzurechnenden Paläarchäologen F. Hančar,¹ daß er in seinem

¹ F. Hančar, Urgeschichte Kaukasiens von den Anfängen seiner Besiedlung bis in die Zeit seiner frühen Metallurgie, Wien 1937; ders., Die Vor- und Frühgeschichte des Schwarzmeerraumes als Forschungsproblem, Leipziger Vjsch. f. Südosteuropa 1942.

umfassenden Bericht über die frühgeschichtlichen Funde in Kaukasien, wenngleich mit vornehmer Zurückhaltung, doch einen eindeutigen Einblick in die Voreingenommenheit verschafft, mit der die russischen Prähistoriker neuen Stils an die Erläuterung und Ausbeutung des Inhaltes der reichen russischen Grabungsergebnisse herangehen. Es darf nicht leicht genommen werden, wenn die für das Halbdunkel der älteren prähistorischen Forschung noch mögliche Hypothese vom Kommunismus an der Wiege der Menschheit nun als bewiesene Wahrheit behauptet und zur Stützung der Natürlichkeit der kommunistischen Gesellschaft verwendet wird. Es schreckt ja auch heute die Sinnwidrigkeit einer Lehre nicht ab, wie das der Fall ist, wenn einerseits behauptet wird, daß die Menschen auf der tiefsten Stufe der materiellen Daseinsführung, auf der von Produktion überhaupt noch kaum geredet werden kann, dieselbe ökonomische und soziale Struktur einzugehen hatten wie auf der Stufe der durch das heute erreichte technische Können ermöglichten Produktionsweise. Gegenüber solcher wissenschaftlichen Unverantwortlichkeit ist es nicht gleichgültig, daß mit einem gewissen Grad von Verlässlichkeit heute ein wirklich wissenschaftliches Bild von jener Daseinsführung der paläolithischen Menschen gewonnen werden kann.

Für die Klärung dieser eine Vielheit von Jahrhunderttausenden zurückliegenden Kulturverhältnisse kommt es vor allem auf die Auslegung der historischen Quellen an, also der Gräber-, Höhlen- und Freifeldfunde. Der Inhalt dieser Fundstätten liefert nun wohl ein Bild von den Mitteln, mit denen diese Menschen gearbeitet haben, und damit einen Wahrscheinlichkeitsnachweis über den von ihnen erreichten Stand allgemeinen technischen Könnens. Aber sie geben nur ganz annähernd Anhaltspunkte, aus denen auf den Lebensprozeß jener Menschen selbst geschlossen werden kann. Und um diesen Lebensprozeß geht es gerade auch der Wirtschaftsgeschichte, denn Wirtschaften ist ein bestimmter Teil des Lebens und eine bestimmte Art zu leben.

Es kann nicht überraschen, daß die wenngleich z. T. nur mit Wahrscheinlichkeitscharakter gewonnene Erweiterung der Kenntnisse über diese vor- und frühgeschichtlichen Menschen auch

zielbewußt in den Rahmen der Universalgeschichte eingegliedert wird. Es entspricht zudem in der Tat auch einer solchen zeitgemäßen Auffassung von den Aufgaben der Geschichtswissenschaft, wenn Heichelheim, mit Konzentrierung auf die Wirtschaft als ein wesentliches Element der Kultur, seine große Geschichte des Altertums¹ mit der Darstellung der Jäger- und Sammlerkultur des Paläolithikums beginnt. Man kann, durch den gewissenhaften Historiker geführt, wirklich etwas von dem gewaltigen welthistorischen Rhythmus innwerden, wenn man das nur in Jahrhunderttausenden sich vollziehende Verfeinern der Nahrungssuche und das so langsame Hineinwachsen in wirkliches Wirtschaften aus den ursprünglichen Lebensverhältnissen der Wildbeuter der Altsteinzeit auch nur bis zu den großen Organisationen der Wirtschaft um die Wende der Zeitrechnung und insbesondere im Ausgang des Römischen Reichs verfolgt. Das Wissen von diesem Werden und das Ahnen dieses Rhythmus kann in der Tat „eine Mahnung und ein Weiser für die Deutung der eigenen Zeit und des weltgeschichtlichen Ortes sein, an dem wir in der Kampffront des 20. Jahrhunderts unser Leben und Ringen einzusetzen haben“.

Aber eben solches Wissen konnte nur durch das Zusammenwirken einer Mehrheit von Wissenschaften gewonnen werden. Die Urgeschichte umfaßt fünf hauptsächliche Einzeldisziplinen: 1. Paläarchäologie (Prähistorie), 2. Völkerkunde, 3. Linguistische Archäologie (Sprachgeschichtliche Kulturwissenschaft), 4. Paläethnologie (Altstammeskunde), 5. Paläanthropologie (Rassengeschichte). Für die Chronologie ist aber außerdem die Zeitzugehörigkeit der Quellen der Urgeschichte notwendig, und diese ist nur mit Hilfe der Stratigraphie, der Lehre von der senkrechten Abfolge kulturführender Erdschichten, zu ermitteln, und mit dieser Aufgabe ist die Forschung auch auf die Errungenschaften der Geologie und der Astronomie angewiesen. Ganz im Vordergrund steht aber natürlich das Ineinanderarbeiten der Paläarchäologie mit der Ethnologie.

¹ Fritz Heichelheim, Wirtschaftsgeschichte des Altertums vom Paläolithikum bis zur Völkerwanderung der Germanen, Slaven und Araber, Leiden 1938; ders., Welthistorische Gesichtspunkte zu den vormittelalterlichen Wirtschaftsepochen. Jb. f. G. 56 (1932)

II

**Probleme der Zusammenarbeit von
Geschichte und Ethnologie**

Die Geschichtsforschung muß, da „Urkunden“ und Museen über die Lebensvorgänge so vielfach versagen, die Ergebnisse der völkerkundlichen Arbeit und Forschung heranziehen, soweit deren Ergebnisse von solchen Menschen uns Kunde geben, die zwar unsere Zeitgenossen sind, aber in ihrer Lebensgestaltung, in Inhalt wie in Form, wenn auch nicht mehr den Urmenschen, so doch den Menschen einer hohen Ursprünglichkeit repräsentieren können, d. h. den Menschen, der heute nur als Nachkommè des Urmenschen nur ganz spärlich über dessen Handeln, Denken und Fühlen hinausgewachsen ist.

Damit ergibt sich die Aufgabe, die Verwertbarkeit des völkerkundlichen Materials für die Wirtschaftsgeschichte zu prüfen, also das Verhältnis zu klären, in dem der heutige Primitive, der rezente Primitive (Menghin), zu dem prähistorischen Primitiven steht, wie dieser aus den Gräbern und sonstigen Fundstätten erkannt werden kann. Menghin¹ hat in dieser Auseinandersetzung gewiß recht, wenn er auf die geistige Komponente hinweist, die in allen Steinüberresten als unbestreitbare Objektivität dem Forscher gegenübertritt. Das kann aber freilich immer nur technischer Geist sein, der da verkörpert zu sehen ist, nicht aber das Wesen gerade dessen berührt, was uns in der sozialen Schichtung, in dem Verhältnis der Menschen zueinander und dessen Bedeutung für das Wirtschaften interessiert. Von ethnologischer Seite hinwiederum bejaht Thurnwald ausdrücklich die Notwendigkeit der gegenseitigen Ergänzung historischer und ethnologischer Forschungsarbeit² und betont als Vorteil der Völkerkunde

¹ O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, Wien 1931, S. 11 f.

² R. Thurnwald, Die menschliche Gesellschaft, I. Bd. passim; ders., Aufbau und Sinn der Völkerwissenschaft. Abh. d. Deutschen Ak. d. Wiss. zu Berlin, Philos.-hist. Klasse, 1947, Nr. 3. Zu Thurnwalds großer Leistung verweise ich auf meine grundsätzlichen und antikritischen Ausführungen in dem Aufsatz Ethnosozologie, Jb. f. Nat. u. Stat. 144. Bd.

gegenüber der Kunde von den Frühvölkern, daß der Ethnologe mit den betreffenden Menschen sprechen und ihr Verhalten beobachten kann, während der Fund aus Gräbern nur zufällige Bruchstücke einstigen Lebens bietet, andererseits erhält der Ethnologe aus der Frühgeschichte eine gewisse zeitliche Perspektive, „um die jeweiligen Errungenschaften zu projizieren“.

Die Fruchtbarkeit dieser Zusammenarbeit steht heute außer Zweifel.¹ Schwierigkeiten aber gibt es gleichviel noch genügend. Und das gilt namentlich für die Verhältnisse der historischen kulturschwächsten Stufe, des Protolithikums. Menghin hat selbst ausdrücklich anerkannt,² daß die Dokumentierung der seelischen und geistigen Kulturelemente jener Zeit mangelhaft ist. Nun hat er zwar auch, und gewiß mit Recht, auf eine Fülle von Kulturelementen in den paläarchäologischen Quellen hingewiesen, die wenigstens sekundär als Beweismaterial für gewisse Züge der sozialen und geistigen Kultur herangezogen werden können. Gewiß meisterhaft ist die Kunst Menghins in der Ausdeutung rein materieller Dokumente für die Erschließung des sozialen und geistigen Lebens. Aber was darin, in diesen Auswertungen, sich erfolgreich durchgesetzt hat, z. B. über Bestattungsgebräuche, liegt vor allem im Zeitbereich des Nachprotolithischen, im Bereich nicht der ethnologischen Grundkultur, sondern der diesen folgenden Stammkulturen, deren Menschen auch „physisch“ schon andere geworden sind, namentlich in dem höher entwickelten Gehirn. Und fast ausnahmslos, wo es zu Schlußfolgerungen über wirklich geistige oder gesellschaftliche Elemente kommt, liegt der phänomenologische Kern des Schlusses im Ethnologischen und nicht im Ausgrabungsmaterial. Menghin beweist den protolithischen Charakter für die Kultur zahlreicher rezenter

¹ Vgl. W. Koppers, Die Weltgeschichte der Steinzeit (Bespr. des Menghinschen Werkes), *Anthropos* XXVI (1931) S. 225; u. Fr. Kern, Die Anfänge der Weltgeschichte, 1933, S. 47 u. 77. Die Ergänzung archäologischer durch völkerkundliche Forschung ist übrigens schon durch die unmittelbare Kontinuität archäologischen und völkerkundlichen Lebens gerechtfertigt, wie sie nach Fritz Kern z. B. in West- und Zentralaustralien sowie auf den Neuen Hebriden durch Grabungen festgestellt ist, und zwar mit Übereinstimmung sowohl im Stofflichen wie im Religiösen, im Kunstschaffen wie im Soziologischen.

² Oswald Menghin a. a. O. S. 595 f.

Primitivvölker,¹ aber doch eben nur bezüglich der technischen Mittel und damit allerdings auch der Richtung, in der sich die Nahrungsbeschaffung bewegte. Aber einen Einblick ins Seelische und ins Gefühlsleben dieser Protolithiker gewinnt man überhaupt nicht direkt, sondern nur indirekt durch Analogieschlüsse von den beobachteten Tatsachen bei jenen rezenten Naturvölkern aus, die hinsichtlich der materiellen Kultur mit der betreffenden protolithischen Kultur einigermaßen übereinstimmen.

Zudem unterschätzt Menghin aber auch das soziale und geistige Element in dem, was er Wirtschaft nennt, wenn er dieses schlechthin dem Gesellschaftlichen und Geistigen gegenüberstellt. Gerade die Frage nach dem sozialen Charakter der Daseinsführung an der Wiege der Menschheit geht mindestens ins Gesellschaftliche. Von dem geistigen Element wird noch zu reden sein.

Nach Menghins scharfsinniger Parallelisierung der historischen mit den ethnologischen Kulturstufen ist dem Protolithikum eine Mehrheit rezenter primitiver Stämme gegenüberzustellen. Soweit ich sehe,² haben die maßgebenden Forscher, sowohl Historiker wie Ethnologen, dieser Parallelisierung mit kleinen Abweichungen zugestimmt. Und so gelten als primitivste lebende Naturvölker und Völkerreste, die Menghin als Träger mittlerer Grundkultur, der Pygmäenkultur, zusammenfaßt: die zentralafrikanischen Negrillos, die Andamanesen, die Semang auf Malakka, die Negritos auf den Philippinen und wohl auch Stämme auf Neuguinea und den Neuhebriden. Sie alle stehen dem ersten Menschen oder, um mit Menghin zu sprechen,³ dem Stadium der Naturkindschaft am nächsten, wobei nicht zu verkennen ist, daß man bei einigen von ihnen gewiß mit lebendem historischem Material zu tun hat, da die betreffenden Stämme wie die innerafrikanischen Pygmäen, wohl auch die Weddas auf Ceylon und

¹ Oswald Menghin a. a. O. S. 479 ff.

² Unter dem Druck der erschwerten Literaturbeschaffung.

³ Menghin a. a. O. S. 610. Auch P. Wilh. Schmidt, *Das Eigentum in den Urkulturen*, Wien 1917, betont, daß die genannten Stämme dem „Urkulturkreis“ zuzurechnen und „in beinahe größtmöglicher Entfernung von allen Zentralen höherer Kultur geblieben sind.“

die Toala auf Celebes,¹ ohne wesentlich durch Berührung mit kulturreicheren Völkern gestört zu werden, in der Hauptsache ungeschichtet auf einer Daseinsführungsstufe geblieben sind, auf der sie vor vielen Jahrtausenden gestanden sind.

Das unheimliche Anwachsen des Stoffes, sowohl des historischen (archäologischen) als auch sozusagen des Gegenwartsmaterials, des ethnologischen, vergrößert und erschwert die soziologische Arbeit, die, wie immer wieder gesagt werden muß, auf die Gewinnung charakteristischer allgemeingültiger Züge, hier für das Bild des primitiven Menschen, gerichtet ist. Denn mit der Erweiterung des historischen Stoffes sowohl in die Tiefe wie in die Breite stellt sich eine ähnliche Schwäche für die Erkenntnis der Wesenszüge in einem geisteswissenschaftlichen Erscheinungskomplex ein, wie sie kürzlich von Heisenberg für die Naturwissenschaften mit der „erkenntnistheoretischen Unbestimmtheitsrelation“ gekennzeichnet wurde, derzufolge Breite und Schärfe der Erkenntnis sich nicht miteinander vorwärtstreiben lassen, sondern nur wechselnd das Forschen die eine oder die andere zu fördern vermag, derart, daß die Schärfe der Erkenntnis nur mit Beschränkung des Umfanges, die Breite nur mit verwirrender Vielfalt erkaufte werden kann. Aber gerade für die soziologische Auswertung gilt andererseits, was Fritz Kern aus den Forschungsergebnissen der jüngeren Zeit als erkenntnistheoretische Weisung hervorhebt: je weiter der Überblick ist, je weniger der Horizont örtlich begrenzt ist, desto eher entgeht die Forschung falschen Verallgemeinerungen. Frühgeschichtliche Kulturchronologie könne im letzten Sinne überhaupt nur weltumspannend betrieben werden, nur universalgeschichtliche Typologie und Chronologie hätten Erfolg.

Die Mannigfaltigkeit ist zunächst schon naturbedingt und besteht sowohl im historischen wie im ethnologischen Material tatsächlich. Sie widerstreitet jedenfalls der Auffassung, daß nur an einem Punkt der Erde der Anfang der Menschheit gesucht werden dürfe oder auch nur könne.

Die Wälder der Zwischeneiszeit und die vereisten Gebirgswälle

¹ F. u. P. Sarrasin haben die Weddas und die Toalas als Überreste einer ursprünglich geschlossenen Rasseschicht ältester Zeit nachgewiesen. Heute sind sie von Malaien überlagert.

der Eiszeiten haben menschentrennend wirken müssen und so nicht nur körperliche Entwicklungsprozesse und damit Rassen zur Entstehung bringen müssen, sondern mit den verschiedenen Lebensbedingungen auch verschiedene Einstellungen des Neandertalers, des Pithekanthropus, Sinanthropus usw. zur Natur herbeigeführt. Wie ja heute das Klima, namentlich mit den Witterungsschwankungen und lokalen Eigenheiten, geradezu schicksalhaft für die organischen Lebewesen gestaltend und damit differenzierend wirkt (Föhn!), so hat die Verschiedenheit der klimatischen Daseinsbedingungen tiefgehend sowohl das somatische wie das seelische Werden differenzierend beeinflussen müssen.

Ist dann aber überhaupt von Belang, ob das der vorletzten Zwischeneiszeit angehörende Chelléen (vor etwa einer halben Million Jahre) oder das Clactonien, der Mindeleiszeit (vor 40- bis 30000 Jahren) angehörend, oder das spätprotolithische Moustérien die für unsere Fragestellung maßgebende Kultur repräsentieren?

Die Tatsache, daß das würmglaziale Chelléen in dieselbe Zeit fällt, in der in Südfrankreich und im Mittelmeergebiet eine Pluvialzeit (Regenperiode) herrschte, die heutigen nordafrikanischen und vorderasiatischen Wüstengebiete also fruchtbar und wildreiche Länder waren, ist für die Schlußfolgerung wichtig genug, daß gleichzeitig weitgehend verschiedene Entwicklungen eines ursprünglich einheitlichen Menschenschlages erfolgten. Gewiß sind nach den mit aller Akribie durchforschten Fundkomplexen die technischen Mittel verschieden, die die Menschen dieser Gebiete als Zeugen ihrer Kultur hinterlassen haben, und sie waren selbst bald je nach den Lebensformen (ob Höhlen- oder Freilandbewohner) offenbar verschieden veranlagt. Sie waren aber wahrscheinlich gerade auch unter dem Einfluß des Ortes und damit von dessen Klima, insbesondere der Insolation, Geschöpfe des Himmels, unter den sie das Schicksal gestellt hatte.

Wenn mit diesen Feststellungen die Annahme gerechtfertigt werden kann, daß man in den Trägern der „Pygmäenkultur“ Völker zu sehen berechtigt ist, die unter den vorhandenen verschiedenen Primitiven dem „ersten Menschen“ am nächsten stehen, so ist damit erst eine der notwendigen Orientierungen

gegenüber dem Gesamtstoff gewonnen, der für die Ermittlung der Lebensverhältnisse eben jenes ersten Menschen vom Ethnographischen her in Frage kommt.¹

Denn auch die Nachrichten über diese Völker, vielfach Völkerreste, überwiegend in verschiedenen großen Horden lebend, sind nicht eindeutig, und man steht auch bei diesem Material einer Mannigfaltigkeit gegenüber. Aber der Weg der Wissenschaft, namentlich für soziologische Betrachtungen, zwingt zu Abstrahierungen von den unwesentlichen und weniger wesentlichen Erscheinungen.²

Die erwähnte, früher verbreitete Auffassung, als hätte sich die Tätigkeit in „Urzeiten“ völlig undifferenziert abgespielt, wird auch von der Ethnologie heute ganz überwiegend entschieden abgelehnt, und man hat es demzufolge mit einer Mehrheit gleichrangig primitiver Stämme unter den lebenden zu tun. Die Tatsache, daß diese ganz primitiven Naturvölker Verschiedenheiten namentlich hinsichtlich der bei ihnen ausgebildeten, jedenfalls feststellbaren technischen Fähigkeiten zeigen, ist schon aus den Umweltverschiedenheiten zu erklären, da der primitive Mensch, je nachdem er in der Steppe oder im Urwald, oder an der Küste, in den Tropen oder in der Eislandschaft lebt oder gelebt hat, selbstverständlich zu weitgehend verschiedenen technischen Fähigkeiten gelangen mußte.³ Ja, auch schon das Tier, das er jagt, die

¹ Auf die kontroverse Abgrenzung des für die Kulturproblematik zu erfassenden Menschentums ist hier nicht einzugehen. M. Scheler kennzeichnet den „ersten Menschen“ damit, daß er eine klar abgegrenzte, dem eigenen Sein gegenüberstehende Welt, also eine Gegenstandswelt, und als Korrelat dazu ein Bewußtsein seiner eigenen Existenz erfaßt hat. (Vom Ewigen im Menschen, 2. Aufl. 1923; Mensch und Geschichte, 1929.) Ähnlich betont G. Kraft (Der Urmensch als Schöpfer, 1942, S. 89) das Vorhandensein eines „Weltgefühls, das das Irrationale ebensowohl empfindet wie den Menschen selbst.“

² Menghin gliedert die „Grundkulturen“ als die ältesten Primitivkulturen in vier Gruppen: 1. die Kultur der Pygmäen und Pygmoiden, 2. tasmanoide, 3. australoide und 4. eskimoide Kulturen (a. a. O. S. 481 ff.).

³ Neuestens wird geltend gemacht, daß es zur altpaläolithischen Faustkeilkultur keine Parallele unter den lebenden Völkern gebe, man kenne nur Jäger mit Feuerwaffen. Andererseits leben als Urwaldjäger die afrikanischen Pygmäen, als Sammler auch die südostasiatischen Negritos ohne jede Steintechnik. Es sind Reste einer Holzzeitbevölkerung, die Holz mit Holz bearbeitet hat. Diese Feststellung H. Kothes (Völkerkundliche Beiträge zur Ethno-

Wurzeln und Früchte, die er sammelt, wirken bestimmend auf seine Entwicklung, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß diese Verschiedenheiten z. B. auch für diejenigen Beziehungen des Menschen zu den Dingen maßgebend werden konnten und können, die das, was wir heute Eigentum nennen, das Verhalten des Menschen zu den Dingen in irgendeiner Richtung kennzeichnen.

Züge, die nun trotzdem innerhalb dieser Mannigfaltigkeit bei verschiedenen Typen gleichartig sind, gewinnen dann aber nur um so mehr Wesenscharakter des Primitiven.

Gewiß befremdet es, wenn man auch innerhalb einer Gruppe aufs erste unbedingt homogen zu vermutender primitiver Völker immer noch und immer wieder Verschiedenheiten feststellen muß. Ein Paradigma für die Mannigfaltigkeit innerhalb einer Völkergruppe, bei der nach geographischen und klimatischen Voraussetzungen Gleichartigkeit zu vermuten wäre, liefern die Stämme des Südseegebietes von Neuguinea mit den vorgelagerten Inseln. Thurnwald hebt als differenzierende Momente hervor:¹ 1. verschiedene psychische Veranlagung, z. B. Abstufungen des Mutes oder der Grausamkeit, 2. Siedlungsortlichkeit (an der See oder im Innern), 3. das Verhalten im Verhältnis zu anderen Menschen, 4. klimatische Lebensbedingungen und Änderungen solcher, 5. nachbarliche Übertragung, 6. Bevölkerungswachstum. Die Steigerung der Mannigfaltigkeit bei Völkern mit einer Kultur, die bereits als Ergebnis einer Überschichtung, oder durch Wanderung und Klimawechsel verursacht gelten muß, ist gerade unter dem Einfluß der Kombinationsmöglichkeiten aus solchen historischen Erlebnissen heraus gut zu verstehen. Verhältnismäßig liegen die Dinge bei den Grundkulturen der Primitiven, also den Wildbeutern, ohnehin noch klarer als bei den späteren Kulturen, namentlich den mittleren Tiefkulturen, in denen mit Überschichtungen und Wanderungseinflüssen immer gerechnet werden muß. „In der Paläarchäologie gibt es freilich große klare Bezirke, aber in dem, was völkerkundlich fortlebt, herrscht ein erhebliches Durcheinander jungpflanzlicher Elemente.“²

historie, Forsch. u. Fortschr. 24. Jahrg. S. 273) entspricht nur dem, was Menghin (a. a. O. S. 596) schon ausdrücklich formuliert hat: „Das älteste, was wir empirisch fassen können, ist die Holzkultur . . . Es steht dahin, wie weit sie geologisch zurückreicht. Auf alle Fälle ist sie so früh in der Eiszeit festgestellt wie andere Kulturen.“ Menghins Standpunkt ist jedenfalls vorsichtiger als jener Kothes, wenn dieser behauptet, die Entstehung des Menschen sei nicht auf der Steppe, sondern im Urwald, und zwar innerhalb des eurafrikanischen Verbreitungsgebietes fossiler Sumoprimaten, erfolgt. Zu vergl. auch Menghins Diagnose zum Fund von Spichern (a. a. O. S. 89 f., auch S. 483).

¹ Ebert, Reallexikon „Soziale Entwicklung“, XII. Bd. S. 325.

² Fr. Kern a. a. O. S. 83.

Ein Weg, der Mannigfaltigkeit Herr zu werden, bietet sich in der Konstruktion von „Typen“. Man mag sie als Ideal- oder als Realtypen behaupten, sie als kurze Summierung wesentlicher Züge irgendwelcher gesellschaftlichen Lebensgruppen konstruieren, zu einem gedanklichen Rüstzeug für die Darstellung, insbesondere für eine chronologische oder chorologische Ordnung oder wenigstens als möglichst gedrängte Kennzeichnung eines Merkmalkomplexes verwenden: es ist nicht einzusehen, warum es nicht gelingen soll, solche Konstruktionen von subjektiver Emotionalität des Forschers und von Werturteilen frei zu halten, worin nach Thurnwald die Gefahren dieser Methode liegen sollen. Es ist wohl zu verstehen, wenn er aus dem reichen Schatz seiner unmittelbaren Eindrücke von den primitiven Menschen sich überlegen fühlt gegenüber den Bemühungen des fleißigen Kopfes in der Studierstube, der nur die Schilderungen der einfachen Völker wissenschaftlich zu verarbeiten strebt, also unter möglicher Abstraktion von Zufälligem und Unwesentlichem eine Vorstellung von dem sich wiederholenden zu gewinnen und zu wecken bemüht ist. Man kann nicht immer mit der Masse verschiedener Völker operieren, z. B. der Vielheit verschiedener Eskimos, verschiedener Negrillos, verschiedener Negritos und eben auch verschiedener Pygmäen usw. Man muß zusammenfassen können, und schließlich ist schon die grundlegende differenzierende Zusammenfassung so vieler verschiedener Gruppen Primitiver als Wildbeuter nach ihren Hauptlebensbereichen oder der Pfleger von Pflanzen und Tieren nach ihrer Homogenität oder der Geschichtetheit und Gestaffeltheit auch eine Folge des Bedürfnisses nach einer Ordnung in der Vielheit von Vorstellungen, die durch Abstraktion erreicht werden muß.

Unbestreitbar liegt in solcher Zusammenfassung und Gruppenbildung selbst schon eine Theoretisierung, der leicht ein gewisser Subjektivismus anhaftet. Aber es ist da an Ludwig Boltzmann zu erinnern, diesen Großen im Reich der Naturwissenschaften, der die Aufgabe der Theorie in der Konstruktion eines rein in uns existierenden Abbildes der Außenwelt erkannt hat, das „uns in allen unseren Gedanken und Experimenten als Leitstern zu dienen hat“. Nach ihm besteht Theorie gewissermaßen in der „Vollendung des Denkprozesses, in der Ausführung dessen im

Großen, was sich bei Bildung jeder Vorstellung im Kleinen in uns vollzieht“. Wenn diese Auffassung von dem Werden einer Theorie für die Naturwissenschaften vertreten wird, die zunächst primär offenbar phänomenologisch fundamentierte sind, um wieviel mehr ist dann die subjektive Färbung der Theorie bei geisteswissenschaftlichem Forschen begreiflich, wo das noëtische Denken weitaus überwiegt, wie namentlich in wirtschaftstheoretischen Arbeiten. Die Folge kann nur sein, daß bei diesen die Mannigfaltigkeit in den theoretischen Auffassungen noch größer ist. Aber der Forscher muß nur um so mehr die Überwindung von Mannigfaltigkeiten im Stoff selbst schon anstreben.

Thurnwald erhebt auch den Vorwurf, der Idealtypus vernachlässige das Veränderliche, das allen Sozialerscheinungen anhaftet. Der Ablauf erleide eine Verzerrung dadurch, daß alles Geschehen nur unter dem Gesichtspunkt des Hinstrebens zum Idealtyp oder einer Wegwendung von ihm aufgefaßt wird, so daß alle Darstellung und alle Gestaltungsreihen im Sinne einer „Aufwärtsbewegung“ oder „Abwärtsbewegung“ eine Umdeutung erleiden lediglich durch die willkürliche Wahl des Idealtyps. Das kommt aber in der einschlägigen Literatur gar nicht in Frage.

Es ist Gelehrten und hervorragenden Kennern der Wirklichkeit in Gegenwart und Vergangenheit wie Karl Bücher, Sombart und Max Weber niemals eingefallen, z. B. die geschlossene Hauswirtschaft als ein Ideal hinzustellen etwa in dem Sinne, daß die Wirtschaft eine Tendenz zeige, diesen Typus, wenn sie ihn noch nicht erfüllt, zu erreichen, oder gar etwa in einem teleologischen Sinn, indem „logisch-ästhetisch bis zum Extrem getriebene Kulminationsformen als Zielpunkte“ ins Auge gefaßt wären.¹ Es bleibt ein Typus, um eine bestimmte Art der Bedarfsdeckung organisatorisch zu kennzeichnen, ohne irgendwie als ein Ideal angestrebt zu sein. Die Typenbildung ist vielmehr ein logisches Mittel, in eine Mannigfaltigkeit eine Übersichtlichkeit dadurch zu bringen, daß besonders häufige Arten innerhalb dieser Mannigfaltigkeiten gewissermaßen als eine Art Kristallisationswerte herausgehoben werden, sie ist eine Methode, die eine exaktere Ausgestaltung in dem „häufigsten oder dichtesten

¹ Thurnwald a. a. O. Bd. II S. 3.

Wert“ der Statistik hat, der ja auch die Aufgabe hat, eine Masse durch gewisse Mittelwerte besser vorstellbar und damit besprechungsfähig zu machen.

Daseinsführung und Lebensform sind bei den Wildbeutern naturbestimmt, wie Thurnwald sagt: die Natur ist ihre Feindfront. Ist die Naturbestimmtheit mannigfaltig, so muß es auch ihre Kultur sein, und nun werden als hauptsächliche Kulturmerkmale, um den Menschen nach unten abzugrenzen, ganz besonders genannt: Bestattung der Toten, Jagdkult, im Zusammenhang damit Vorstellung von einem göttlichen Wesen und einem Jenseitsdasein, Gemeinschaft und die schöpferische Leistung bei Herstellung technischer Mittel.¹ Alle diese Merkmale können verlässlich nur an den rezenten Primitiven, also nur völkerkundlich beobachtet werden, und auf dieses Material stützt sich auch jede mehr oder minder systematische Synthese notwendigerweise. Aber auch die genannten Merkmale treffen keineswegs ganz allgemein zu. So ist die Bestattung durchaus nicht so restlos als allgemein üblich beweisbar. Es sprechen dagegen nicht nur die relativ geringe Zahl von Kinderskeletten in den Gräbern bei einer gewiß ziemlich großen Kindersterblichkeit, sondern auch die vielfache Feststellung, daß die schweifenden Wildbeuter auf der Wanderung namentlich Alte, Kranke, Schwache und Kinder aussetzen, um die Kräftigen, die weiter müssen, zu entlasten.

Aus dem Jagdkult wird geschlossen einmal auf das Vorhandensein der Vorstellung von einer Gottheit, auf ein umfassendes lebendiges Weltbild, in das Mensch und Tier, Jagd und Feste eingeschlossen und im Zusammenhang mit einem höchsten, mächtigen Wesen, mit Gott, gebracht sind. Es wird zweitens aus der Jagd namentlich von Großtieren auf einen wirtschaftlichen Zug geschlossen, auf ein Hinausdenken über den Augenblick und über die Stillung des Hungers, auf Vorsorge für die Zukunft. Es sei fraglich, ob die Jäger überhaupt „an der Natur parasitieren“. In ihrem Weltbild jedenfalls suchen sie einen pfleglichen Zusammenhang mit der Natur herzustellen. Mit dieser Auffassung sind die zahlreichen Nachrichten über das angebliche Fehlen religiöser Vorstellungen bei den Primitiven nicht ganz in Ein-

¹ Zu vergl. insbesondere G. Kraft, *Der Urmensch als Schöpfer. Die geistige Welt des Eiszeitmenschen* Berlin 1942, passim.

klang zu bringen.¹ Aber gleichviel wie weit man Religiosität bei Wildbeutern anzunehmen hat: für die tatsächliche Daseinsgestaltung bleibt der Beweis noch zu erbringen, daß der Begriff Wildbeutertum im Hinblick auf solche religiöse Vorstellungen aufgegeben werden müßte, weil es keine Ausbeutung, sondern zielbewußte Pflege der Natur sei, was diese Kultur ermöglicht habe. Auf die Frage der Vorratbildung wird noch besonders zurückzukommen sein.

Besondere Bedeutung kommt für unsere Fragestellung der These zu, daß die Kultur der Wildbeuter durch Gemeinschaftsbildung gekennzeichnet sei. Das, was als Gemeinschaft im Wildbeutertum aufgefaßt werden kann und muß, ist zweierlei: 1. das Zusammenwirken mehrerer Männer einer Horde bei der Jagd eines Großtieres, 2. eben das, was als Kollektivismus zu gelten habe oder verstanden werden müsse bei der Verteilung der Jagdbeute.

Auf die zweite Frage ist im folgenden im Zusammenhang mit der Kennzeichnung der Wirtschaft einzugehen. Hier geht es zunächst um das Zusammenwirken bei der Gemeinschaftsjagd. Diese ist aber ein Produkt des Instinkts, der die gleichartigen Lebewesen zu gleichartigem und damit gemeinschaftlichem Tun gegenüber dem als Feind oder Beute empfundenen Lebewesen verbindet. Nicht nur durch Dressur wird solches verbindendes Zweckhandeln bei Hunden erreicht wie bei den Barsoi für die Wolfsjagd; Jäger wissen gut genug, daß primitive Dorfköter instinktiv sich gegenseitig das Wild zutreiben. Das, was die menschliche Gemeinschaft über das Tierische hinaushebt, ist Organisation und Teilung der Arbeit und nach der Erbeutung die Art der Verteilung der Beute. Und selbst darin, in der Teilung der für das Zusammenleben notwendigen Aufgaben, liegt elementares Instinktwirken bei Tieren vor, wie es im Insektenleben, bekanntlich namentlich bei den Termiten, zu hoher Vollkommenheit entwickelt ist. Die Jagd ist unverkennbar das Gebiet menschlichen Wirkens, auf dem sich am frühesten der Scharfsinn entwickelt haben wird und damit ein Zweckdenken. Die Situation hat es dem Individuum aufgedrängt. Unter Hinweis

¹ Ebenda S. 81 und Note 7a. Vgl. dazu das unten S. 25 Ausgeführte.

auf Beobachtung in der Kinderwelt hat Vierkandt¹ einen besonderen Jagdinstinkt als angeborenen Trieb des Menschen gekennzeichnet, der wohl „von den tierischen Vorfahren des Menschen ererbt“ sei.

In der Ausübung des „Gemeinschaftswirkens“ geht es letzten Endes um die Bewertung der Horde, und darin wird neuestens das Zusammenwirken mehrerer Individuen zum Jagen nicht als Urzustand, sondern als eine Stufe in der Entwicklung der Jagd hingestellt. So auf Grund des russischen Materials von Hančar, der auch in der sozialistischen Dogmengeschichte gut orientiert ist. Er sieht den Schlüssel zum Verständnis „des bedeutenden wirtschaftlichen Entwicklungsschubes“ des Moustérienmenschen in dem allmählich dauernd gewordenen Zusammenschluß mehrerer menschlicher Kraftzellen zur Horde, der sich „aus dem gewaltigen Erleben einer Existenzkrise, des Spannungsverhältnisses zwischen der Unzulänglichkeit seiner eigenen und dem Übermaß der tierischen Kraft zwangsläufig“ ergeben habe. Die in der Natur bedingte Umbildung der nur zeitweilig zufällig zu einer Jagd lose verbundenen Urmenschengruppe zur Urhorde als sozialökonomischem Organismus, zum beständigen Hauptträger der Produktion sei der Wurzelstock der gesamten Moustérienkulturentwicklung gewesen. Jägerische Leistungssteigerung und Machterweiterung, die zur Erlegung von Mammut, Nashorn, Wisent, Höhlenbär u. dgl. erforderlich waren, seien das Ergebnis der Krafthäufung durch Hordenbildung gewesen. Hančar nimmt also an, daß auch die Horde erst allmählich entstanden sei und daß die Aufgabe der Nahrungsbeschaffung, der Zwang der Bedürfnisse zur Entwicklung technischer Mittel geführt habe.²

Es bleibt, so scheint es, das Schöpferische, was den Menschen aus dem Bereich des Vegetativen und Instinktmäßigen herausgehoben hat. Man darf schon sagen „selbstverständlich“ ist hierin Mannigfaltigkeit in verschiedenen Richtungen festzustellen.³ Gewiß haben die Umweltsbedingungen, insbesondere klimatische Veränderungen, das menschliche Denken sehr verschieden

¹ Alfred Vierkandt, Die Vulgärpsychologie in der Ethnologie und die Anfänge der menschlichen Ernährung. Festschr. f. Ed. Hahn 1917. Auch Dr. Lommel, dem ich die Mitteilung besonderer persönlicher Beobachtungen bei den Unambal (Nordwestaustralien) zu danken habe, bestätigt das einfache Niederrennen des Wildes durch den Menschen, wie es übrigens auch bei den Buschmännern und den Serern in Kalifornien geübt wird. Diese hochentwickelte Zwecktätigkeit baut sich nur auf einer Instinktgrundlage auf: Beobachtung mit geschärften Sinnesorganen und Zähigkeit des Wollens.

² Hančar a. oben a. O.

³ Thurnwald unterscheidet a. a. O. I S. 90 bei den rezenten Wildbeutern die durch geographische Lage isoliert Zurückgebliebenen, wie insbesondere die Australier, von den Verschüchternen, die wie die Pygmäen, Negritos,

in Anspruch genommen und auch gefördert. Und es ist auch hier zu beachten, daß manche technische überraschende Leistung auch bei Tieren zu finden ist (Bienen, Termiten),¹ so daß es zu verstehen ist, wenn Bergson, um den Unterschied von technischen Leistungen gewisser Tiere herauszuheben, den Schritt vom Instinktiven zum bewußt Intellektuellen mit der Fähigkeit charakterisiert hat *de fabriquer des outils à faire des outils*. Die Spannung in dem zeitlichen Nebeneinander des technischen Könnens der rezenten Primitiven und der heutigen wissenschaftlichen Technik läßt ahnen, daß der Aufstieg aus dem anfänglichen Parasitismus in seinem ganzen Verlauf von einer Fülle von Zufällen mitbestimmt gewesen sein muß. Nun steht zweifellos der zeitgenössische Primitive schon auf einer Stufe technischen Könnens, die vom homo sapiens nur allmählich errungen werden konnte, er kennt das Feuer und hat seine Nutzung gelernt, auch dort, wo kein Silex vorhanden ist.²

Überlegt man, daß von den etwa 500000 Jahren der homo sapiens annähernd 95 bis 98 v. H. gebraucht hat, um aus der Kultur der Wildbeuter heraus zu pfleghafter und schließlich bäuerlicher, wirklich wirtschaftlicher Daseinsführung zu gelangen, so gewinnt man eine Ahnung, welchen Hemmungen dieser Aufstieg wohl unterworfen gewesen sein muß und wie sehr die schroffen klimatischen Veränderungen der Eis- und Zwischenzeiten doch wohl die somatische Entwicklung gehemmt haben mögen, wenn auch die Wanderungen, zu denen der Mensch gezwungen wurde, den Intellekt geschärft haben dürften. Es ist nun gewiß richtig, wenn G. Kraft, der diesem schöpferischen Geist eine gründliche Darstellung gewidmet hat, Gewicht darauf legt, daß es nicht immer um ein Erfinden, sondern vielfach nur um ein Finden von Mitteln ging.

Eskimos sich nach Berührung mit zivilisatorisch Überlegenen zurückgezogen haben in Urwald, Steppe und Eis. Bei den Verschüchterten sind manche Kenntnisse und Techniken zu finden, die sie durch jene Berührung erwerben konnten.

¹ K. Escherich, Termitenleben auf Ceylon, Jena 1911.

² „Was wir als Urmensch und urmenschliche Kultur bezeichnen, ist stofflich so gut wie identisch mit Feuer und Feuersteintechnik“ (G. Kraft a. a. O. S. 125).

Besinnt man sich ferner darauf, daß die sogenannten einfachen Maschinen nicht geschaffen werden mußten, sondern nur entdeckt zu werden brauchten, daß aber die Entdeckung der Hilfsfunktion der schiefen Ebene, des Keils, der Schraube und Rolle lange vor der schöpferischen Gestaltung von Werkzeugen und Waffen gelegen sein wird, der Mensch sie erst allmählich nachgebildet hat (auch Speer und Pfeil sind ein Keil): so wird auch diese Grenze schwankend, der Schritt vom Instinktiven zum Intellektuellen bleibt im Dunkel.

Noch wichtiger aber ist, daß diese technische Finder- und Erfindieranlage dem Reich des Zufalls erst entrissen wurde, als die Erzeugnisse dieser Technik dauernder Besitz der Menschheit, also der Erben wurden. Es mußte die Erkenntnis der Lebensförderung durch Güterausstattung durch Vermögen gewonnen werden. So ist also gewiß, daß auch die Entwicklung seelischer und charakterlicher Qualitäten dieses Werden begleitet haben muß. Der Begabung, wie sie aus den Höhlenzeichnungen zu uns spricht, die sich aber gewiß lange nur im Rahmen des Spielhaften betätigt hat, mußten die Geduld und Ausdauer, die Hingabe an eine Aufgabe, das planende Denken sich gesellen, und wie der Mut waren auch die Klugheit und der Sinn für Gemeinschaftsarbeit gewiß in sehr verschiedenen Ausmaßen vorhanden. So waren also auch solche Eigenschaften so verschieden zu finden, daß jene ungeheure Kluft zwischen primitiver und höchster wissenschaftlicher Technik, wie sie heute in der Oikumene besteht, möglich geworden ist.

III

Wirtschaften die Wildbeuter?

Es handelt sich uns also schlechthin um die Ermittlung: wie hat sich die Daseinsführung etwa im frühprotolithischen Clactonien oder Prächelléen jener bisher erfaßten ältesten Kulturtypen vollzogen? Daß es Wildbeuterkultur, d. h. Kultur des niederen Jäger- und Sammlertums war, gilt heute allgemein als feststehend. Freilich, von jenen Menschen, deren Spuren in

colithische Schichten, also in eine Zeit von etwa einer halben Million Jahre zurückführen, lassen sich hinsichtlich ihres Lebensprozesses, besonders dessen, was man Wirtschaften nennen könnte, keine irgendwie wissenschaftlich fundamentierten Aussagen machen. Menghin sagt:¹ „Es ist besser, wenn man eingesteht, daß wir über Urkultur und Ursprache nichts wissen“, und das gilt auch für das Wirtschaften, denn es ist ein Teil der Kultur. Damit kommt es also freilich auf den Begriff des Wirtschaftens an. Das unmittelbare Verzehren frisch erlegten Wildes oder von ausgegrabenen Wurzeln, von eben gepflückten Früchten ist, wie das Konsumieren überhaupt, kein wirtschaftliches Geschehen. Vegetieren, irgendwie von etwas leben, ist nicht wirtschaften. Aber auch das Suchen von Nahrung bedeutet noch kein Wirtschaften. Also auch nicht die Jagd, sie ist Technik, und technisches Tun muß von wirtschaftlichem unterschieden werden. Auch die Herstellung irgendwelcher Güter, konkreter Sachen, ist an sich noch nicht wirtschaftlich, sondern sie ist Technik. Technik – das Wort kommt von *τίκτειν* = zeugen, schaffen – ist eine allgemeine Kategorie und durchaus nicht eine Begleiterscheinung nur des Wirtschaftens. Technik liegt in jedem Vollzug eines gewollten oder ungewollten Handelns (gibt es doch auch eine Technik für automatisches Tun, für Reflexaktionen wie z. B. das Atmen), also liegt Technik auch in jeder Art von Nahrungssuche des Primitiven, und damit ist solches Tun durchaus nicht auch schon wirtschaftlich.

Im Gegensatz zu solcher technischer Leistung ist Wirtschaften das Disponieren über knappe Mittel für geplante Zwecke immer mit dem Überlegen des Aufwandes solcher Mittel und damit ihres Opfern im Verhältnis zu der Vorstellung des damit angestrebten Erfolges, und der ist Gewinn an Nutzen. Wirtschaften ist also eine Sache des Intellektes, denn es setzt die bewußte Einsicht in die Beziehung zwischen Zweck und Mittel, in den Zusammenhang von Nutzen und Opfer voraus. Trifft nun diese Voraussetzung beim Primitiven zu?

Von dieser Auffassung des Wirtschaftens weicht Heichelheims Definition der Wirtschaft, die für sein großes Buch maßgebend ist, wesentlich ab. Die Gewissenhaftigkeit, mit der Heichelheim sich zur Feststellung ver-

¹ Menghin a. a. O. S. 595.

pflichtet fühlt, was er mit dem Begriff Wirtschaft verstanden wissen will, ist ebenso nützlich wie erfreulich, gleichviel ob man ihr zustimmen kann oder nicht. Mit solcher ehrlicher Grundlegung ist ein ehrlich gemeinter Gedankenaustausch möglich.¹ Er beschränkt den Begriff, wie er meint, in Anlehnung an die Terminologie der klassischen Nationalökonomie (allerdings ausdrücklich nur für die Darstellung seines Werkes), auf das „zweckrationale und dynamische Spannungsverhältnis zwischen den drei großen systematischen Wirtschaftsfaktoren Boden, Arbeit und Kapital, die für die menschliche Bedürfnisbefriedigung ex definitione als Begriffsbildung die wesentliche materielle Ordnungsgrundlage abgeben“. Heichelheim will mit dieser Beschränkung die Darstellung vor Uferlosigkeit schützen. Indem er aber das Spannungsverhältnis zwischen den drei Faktoren als das für die „Wirtschaft“ wesentlich charakteristische Merkmal hinstellt, macht er den Fehler, einen unter gewissen gesellschaftlichen, insbesondere sozialrechtlichen Voraussetzungen entstandenen Zustand (Spannung) geradezu zum *genus proximum* werden zu lassen. Das kann ein solcher allerdings heute zutreffender Tatbestand nicht sein, weil eine Spannung zwischen Natur, Arbeit und Kapital durchaus nicht das Wirtschaften wesentlich konstituierende ist; und Wirtschaften ohne diese Spannung ungeheuer verbreitet ist. Es wirtschaftet auch der Einsiedler, der sich asketisch aus der menschlichen Gesellschaft zurückgezogen hat, und es wirtschaftet Robinson, ohne daß bei diesen irgendeine solche Spannung eine Rolle gespielt hätte. Beide werden wie der Primitive ihre Arbeitskraft und irgendwelche sachlichen Hilfsmittel – die wir zunächst als Kapital gelten lassen wollen – an die gegebene Natur ansetzen, um irgendwelche Bedarfsgüter zu gewinnen. Aber das bedeutet nicht ein Spannungsverhältnis zwischen den drei Arten von Mitteln. Ein solches Spannungsverhältnis entsteht erst, wenn jedes dieser Mittel in verschiedenen Händen ist, also von verschiedenen Wirtschaftern mit ihrer ganz individuellen Nutzenanstrebung bewirtschaftet wird. Es ist gerade das Eigenartige der Wirtschaftsstruktur des entwickelten Kapitalismus, daß er infolge der Getrenntheit des Besitzes von Kapital einerseits, Arbeitskraft andererseits diesen Gegensatz mit so großer Tragweite für das Geschick der Gesellschaft zur Entstehung gebracht hat, aber eben nur auch soweit solche Trennung besteht.

Wenn Heichelheim von der wechselnden aufeinander bezogenen Gestaltung der Faktoren spricht, so ist ungefähr erst zu erkennen, was er meint, wenn er ausdrücklich bemerkt, davon in dem großen Buch immer zu handeln. An und für sich findet sich aber in der Lehre der Klassiker kein Anhaltspunkt, auf den sich dieser Ausdruck berufen könnte. Durchsichtig ist er nicht und er steht auch nicht im Einklang mit der weiteren Kennzeichnung des Buchinhaltes, wenn es dort heißt: geschildert wird, wie auf ökonomischem Gebiet sich menschlicher Wille im Ablauf gegenüber der Natur formend manifestiert. So kann man immerhin das Wirken des Menschen sehen. Aber solcher Wille fehlt auch bei technischen Dingen nicht, und soweit ist auch diese Kennzeichnung des Wirtschaftlichen nicht geeignet, dieses vom Technischen zu trennen.

¹ Heichelheim a. a. O. S. 4 f.

Das hat zur Folge, daß der weitere Verlauf der Darstellung der antiken Wirtschaftsgeschichte die produktionstechnischen Gesichtspunkte entscheidend in den Vordergrund treten läßt, ohne daß dies immer gerechtfertigt wäre.

So drängt sich also doch die Frage auf, ob überhaupt ein Wirtschaftsvorgang in unserem heutigen Verstande beim Primitiven erwartet werden kann und gesucht werden darf. Der moderne Mensch, namentlich in unseren gemäßigten Klimaten, erkennt, sobald er der Aufgabe, die wir „Wirtschaften“ nennen, gegenübergestellt ist, eine Fülle von Zwecken, die mit ihm meist nur knapp zur Verfügung gestellten Mitteln erreicht werden sollen. Darin besteht nun ein wesentlicher Unterschied zwischen der Lage des zweckarmen Primitiven und jener des zumeist eher zu viele Zwecke verfolgenden Europäers von heute.

Viele rezente primitive Völker stehen hinsichtlich ihrer wenigen Zwecke einer Knappheit der zur Erreichung derselben erforderlichen Mittel überhaupt nicht oder nur ausnahmsweise gegenüber. Für sie kommt schon die eine wichtige Aufgabe des modernen Menschen überhaupt nicht in Frage: die vielen und so verschiedenen Zwecke, die er verfolgt, in eine Rangordnung nach ihrer Wichtigkeit oder Dringlichkeit zu bringen und bei dieser Abstufung die Bedürfnisse kommender Tage, wenn er seine Mittel disponiert, zu berücksichtigen. Daß auch der moderne Mensch in der Bewertung dieser Zukunftszwecke Schwankungen unterliegt, ist leicht zu beobachten. Es bedeutet aber in der Regel Verelendung, wenn das Bedenken der Zukunftszwecke infolge des Mangels an Mitteln nicht mehr möglich ist, es bedeutet Mangel an Wirtschaftlichkeit, wenn es möglich ist, aber nicht erfolgt. Gerade dieses Bedenken künftiger Bedürfnisse fehlt beim Primitiven, wie die ethnographischen Berichte überwiegend erkennen lassen. Und in dem Grade, als es sich bei ihm einstellt und immer regelmäßiger wird, wächst er in wirkliche Wirtschaftlichkeit hinein.

So fehlen also beim Primitiven schon zwei Voraussetzungen für eine wirtschaftliche Haltung: erstens die Menge der Zwecke ist nicht groß genug, um nach Dringlichkeit abgestuft d. h. geordnet werden zu müssen, und zweitens die Mittel für diese Zwecke sind in der Regel reichlich genug vorhanden, sie sind nicht knapp. Die Befriedigung der

Bedürfnisse erfolgt spontan ohne Regelmäßigkeit und Zeiteinteilung mit ihrem Auftreten.¹ Das souveräne Urteil des modernen Menschen über „Unwirtschaftlichkeit“ des Primitiven ist also insofern schon nicht gerechtfertigt. Nun ist ein wichtiges Element für das technische Verfahren dem Primitiven bei der Gewinnung von Gütern, die für seine wenigen einfachen Zwecke taugen, wohl in hohem, ja in höherem Grade eigen als dem kulturlich Überlegenen, das ist die Beobachtung der Natur. Sie ist ein Zug seines Instinktes. Er ist also gewiß bald sehr findig gewesen in der Verwendung von Mitteln, die die Natur ihm bot. Wirtschaftlich aber geht es nicht nur um das technische Problem der Eignung der Mittel, sondern um die Zulänglichkeit der Mittelmenge für die Zwecke und um den Gewinn an Nutzen bei ihrem Einsatz.

Wirtschaften ist nun eine Sache des Wollens. Das ergibt sich aus dem Zweckcharakter alles Wirtschaftens: wer Zwecke setzt, will in ihrer Erreichung Nutzen, und zwar möglichst viel Nutzen, und je mehr er will, um so mehr muß er mit den knappen Mitteln haushalten, d. h. sie so verteilen, daß er möglichst viel Nutzen erzielt. Knapp sind sie nur im Hinblick auf seine Zwecke. Diese mit den ihm zur Verfügung stehenden knappen Mitteln in Übereinstimmung zu bringen oder zu halten, so daß der höchste Nutzen erzielt wird, das ist also die wirtschaftliche Aufgabe. Sie erheischt ein Planen, ein Ordnen der Zwecke und Verteilen der Mittel auf sie. Knappheit ist also eine Relativitätssache, und der Mensch kommt zur Erkenntnis der Knappheit nur mit Überwindung der Augenblicksimpulse, indem er die Vielheit seiner Zwecke mit den verfügbaren Mitteln in Übereinstimmung bringt. Dazu also gehört das Planen und in diesem die Bedenkung auch späterer Zwecke. Es mußte also überall dort, wo Wechsel der Jahreszeiten sowohl das Sammeln von Früchten als auch das Jagen schwankend ergiebig macht, jedenfalls immer zu einem Anpassungsprozeß kommen. Dieser bestand zum Teil im Wechsel des Lebensgebietes, Abwanderung nach wärmeren Gegenden, was den in Horden schweifenden Wildbeutern immer schon, wie den ziehenden Tierrudeln, eigentümlich war, z. T. in planmäßig

¹ Vgl. auch hierzu die zahlreichen Belege in Büchers Vortrag: Der wirtschaftliche Urzustand (Die Entstehung der Volkswirtschaft, 6. Aufl. 1908).

rechtzeitiger Ansammlung von Vorräten, wie es z. B. bei einigen Stämmen der nördlichen Gruppe der Eskimos der Fall ist, für die das Rentier die Grundlage der Existenz bildet.

Man möchte nun meinen, daß wenigstens Dürftigkeit der Umwelt die Menschen zum Einteilen und Planen besonders früh führen mußte und daß danach die Primitiven der Eiswelt ausnahmslos und besonders bald Vorräte gebildet haben. Aber das trifft keineswegs immer zu: auch hier Mannigfaltigkeit! Übereinstimmend wird berichtet, daß die Zentraleskimos (Caribou-Eskimos), die die Not und den Hunger bis zum Kannibalismus gründlich kennen, auch heute noch nur schwache Versuche zeigen, Vorräte anzulegen, wie das durch die letzte Knud-Rasmussen-Expedition festgestellt wurde.

Diese Rentier-Eskimos (Rentier-Caribou) gelten „als das letzte Überbleibsel der ältesten Eskimos und sind der Urkultur zuzurechnen.“ Sie leben immer noch im Binnenland westlich der Hudsonbay in einer der unwirtlichsten Gegenden und sind dadurch auf der primitivsten Daseinsführung eben mit Hilfe des Rentieres geblieben. Bei ihnen ist „die Familie von 5 bis 10 Personen die letzte ökonomische und soziale Einheit“. Auch von den Chukchee in Sibirien wird ähnliches bezüglich der Dürftigkeit ihrer Umwelt berichtet, in der alles sie bedroht und nur entfernte Verwandtschaftsbande neben den Rentieren als Stütze in der Not gelten. Der berichtende Forscher W. Borgoras meint, diese Menschen glauben nicht an die Bedeutung der Vorräte, sie halten Kraft und Geschicklichkeit für bessere Garanten gegen Not als Besitz und Wohlstand.¹

Es ist schwer aus den Primitiven herauszubekommen, schreibt Ruth Bunzel, wieviel von ihrem Gefühl von einer wirtschaftlichen Unsicherheit echt ist.² Es gibt Völker, die sich ohne wirklichen Grund unsicher fühlen, und umgekehrt solche, die gar keine materiellen Sicherungen für die Zukunft haben und doch völlig frei sind von solcher wirtschaftlichen Sorge. Die Trobriands (Südsee) leben mitten in der Fülle einer üppigen Natur in auf-

¹ Ruth Bunzel, *The economic organization of primitive peoples in Boas, General anthropology, Madison Wisc. 1938, p. 334.* Vgl. auch Menghin a. a. O. S. 488 f. und P. W. Schmidt a. unten S. 20 a. O.

² So berichtet auch Lommel über die nordwestaustralischen Unambal: Hunger wird nicht als Mißgeschick empfunden, sondern als normaler Gang der Dinge im Leben wandernder Jäger. „Der ständige Wechsel von Überfluß und Mangel hat sie dazu gebracht, dem Leben mit fröhlicher Unbekümmertheit und Sorglosigkeit gegenüberzustehen.“ Hatte Rousseau nicht doch recht?

fallender Sparsamkeit, hamstern sozusagen Lebensmittel, um sie bei der nächsten Ernte wegzuworfen.

Überlegt man, daß dieses von den Ethnographen immer wieder betonte Vernachlässigen der Vorratsbildung und die gleichzeitige Sinnlosigkeit in der Vergeudung auch heute noch bei Völkern, die schon Fühlung gewonnen haben mit kulturüberlegenen Nachbarn oder Europäern, besteht: so beginnt man zu begreifen, welche Schicksalswendungen und welche ungeheueren Zeiträume von Jahrhunderttausenden erforderlich waren, den Weg zu höherer Leistung, zu Kultur und insbesondere zum Wirtschaften zurückzulegen.

Bei einigen rezenten Primitiven ist Vorratsbildung wohl zu finden. So berichtet P. Schmidt für die Buschmänner Zentralafrikas die besonders sorgsame Anlegung von Vorräten, aber nicht im Sinne einer Vorsorge für spätere Zeit, sondern geleitet von dem Gedanken, daß sie bei ihrem Schweifen doch da und dort Magazine anlegen, um im Fall der Not ihnen Nahrung und Trank entnehmen zu können. Es liegt hier zweifellos schon ein Akt von Wirtschaftlichkeit vor,¹ unter allen Umständen ein Vorsorgen für zukünftigen Bedarf.

Es ist hier nicht zu untersuchen, ob und wie weit diese Sorglosigkeit mit irgendwelchen dem Religiösen zuzurechnenden Tatsachen zusammenhängt. Es gibt dagegen zu denken, daß die Vorratsbildung bei einer Reihe von Tieren zu relativ hoher Vollkommenheit entwickelt vorkommt, also nur instinktmäßig erfolgt, während andererseits bei Tieren mit zweifelloser Gedächtnisfunktion und Intelligenzzügen wie bei Elefanten und Hunden solche Vorsorge fehlt. So darf gleichwohl für den ökonomischen Werdegang des Menschen die Auffassung vertreten werden, daß das Ansammeln von Vorräten wirklicher Bedarfsgüter für Fälle des Bedarfs oder auch wirklicher Not eine Reife des Denkens voraussetzt, mit der das Individuum über den Augenblick hinaus überlegt, aus der Erinnerung heraus die Bedeutung von Dingen für sein Wohl erkennt und zu einem Werturteil über sie gelangt: zunächst zu einem absoluten Wert, einem Erkennen der Bedeutung der Verfügungsmöglichkeit, im weiteren zu vergleichendem Werten.²

¹ P. Wilhelm Schmidt, *Das Eigentum in den Urkulturen*, Münster 1937, S. 219 ff.

² In günstigen Lebensgebieten ersparen die Tiere den Menschen die Vorratsbildung, wie es bei den Bergdamas üblich ist: aus den Wohnungen der

Im Zusammenhang damit, daß der Primitive den Begriff der Knappheit in der Regel überhaupt nicht hat, weil die Voraussetzung dafür in seiner Vorstellungswelt über das Dimensionsverhältnis von Zweck und Mitteln fehlt, ist das Werten gewisser Güter nur gefühlsmäßig orientiert und jedenfalls nicht mengenmäßig bestimmt. Wert als Besitzinteresse ist dem Primitive gewiß nicht abzusprechen, aber er wertet nicht im Sinne ökonomischer Rationalität des modernen Menschen. Damit ist aber auch zu verstehen, daß, wie befremdlich es immerhin klingen mag, das Eigentum als ein Beziehungsverhältnis des Individuums zu Dingen aufkommen konnte ohne das Bewußtsein des Zusammenhangs von Zweck und Mittel in seiner Bedeutung für den Lebensbedarf.

Es ist durchaus nicht romantisch, wenn das ausgesprochene Zweck-Mittel-Denken beim Primitive als unentwickelt, mindestens mangelhaft festgestellt wird, jedenfalls mangelhaft hinsichtlich des dimensional Verhältnisses von Zweck und Mitteln. Thurnwald unterstreicht die geistige Leistung des Wildbeuteurs bei seiner Arbeit. Die Zweckorientiertheit seiner Arbeit soll gewiß nicht in Abrede gestellt werden, und die Einsetzung von Hilfsmitteln bei der Zweckverfolgung steht ebenso außer Zweifel, wenn z. B. auf Jagdverfolgungen, Fallen und Fallgruben hingewiesen wird. Aber vieles davon bleibt im Rahmen des Primitive-Instiktiven, wie das der Schimpanse bewiesen hat, der Kisten aufeinander getürmt hat, um eine hochhängende Banane zu erreichen. Und die Anerkennung der geringen Konzentrationsfähigkeit – Thurnwald widmet ihr eine eingehende Betrachtung – genügt, um das Fehlen jener Koordination von Bedarf und Deckung, die bei der wirtschaftlichen Disposition über knappe Mittel vorauszusetzen ist, als mindestens wahrscheinlich zu machen. Man bleibe sich auch nur der Relativität, und zwar der ewigen Relativität des Rationalen, bewußt und man überschätze nur auch ja nicht den Grad der Rationalität in den Überlegungen, die das Disponieren über Mittel bei der großen Zahl

Hamster und Mäuse sackweise Zwiebel, aus Termitenhügeln die ganze Brut mit den Vorräten an Körnerfrüchten und Samen zu holen (P. W. Schmidt a. a. O. S. 232). Wie befremdlich ist es, daß der Mensch nicht wenigstens vom Tier lernt.

der heutigen Bevölkerung des europäisch-amerikanischen Kulturkreises angeblich spielen soll.

Es ist nicht nur von Impulsen bestimmt, emotional, sondern vielfach bar jeder überlegten Bemühung zwischen Bedarf, der Fülle von Zwecken und den dafür verfügbaren Mitteln eine Übereinstimmung herzustellen. Der nüchterne Beobachter der Einkommenverwendung gerade auch in den schlechter gestellten Lebenskreisen kann nur allzuleicht feststellen, mit welcher Gleichgültigkeit die Menschen nicht etwa nur dem eigenen Auskommen mit dem Arbeitsverdienst, sondern insbesondere der Aufgabe gegenüberstehen, die Kinder, die jungen Menschen zur Wirtschaftlichkeit zu erziehen. Denn es ist eine Sache des Lernens, was das Wesen des Wirtschaftens ausmacht, und erheischt ein Abwägen von verschiedenen Nutzen und Opfern. Die Gewerbefreiheit erweist sich durchaus nicht als Segen, wenn sie die Gelegenheiten zu leichtfertigen Geldausgaben fördert.

Selbstverständlich sind bei den Primitiven materielle Interessen unmittelbar nur auf Gewinnung bestimmter Sachgüter gerichtet und nicht auf die Erwerbung von durch Verkehr zur Bedeutung gelangten Tauschmitteln, schon weil Güterverkehr, Tausch, stummer Handel u. dgl. beim Primitiven bedeutungslos sind. Die Primitiven leben eben in Naturalwirtschaft. Das Wesentliche der Wirtschaftlichkeit liegt darin, daß das Erwerbs- und Besitzinteresse in erster Linie auf solche Güter gerichtet ist, die der Mensch als geeignete Mittel für seinen Zweck erkennt. In der Tatsache, daß das Disponieren über solche Güter allmählich immer weiter in die Zukunft hineinreicht, liegt der Fortschritt zu wirklicher Wirtschaftlichkeit. Wie schwach die längste Zeit dieser wirtschaftliche Zug gewesen ist, kann auch daran ermessen werden, daß solche Güterbestände bei den rezenten Primitiven noch heute, namentlich im Zusammenhang mit irgendwelchen Zeremonien, leichthin in großen Mengen vernichtet werden. Dabei spielt freilich auch mit, daß vieles von den Dingen, die als Bedarfsgüter in Reserve zu stellen gewesen wären, wenig haltbar war, die Vorräte also nur bei solchen Primitiven eine größere Rolle spielten, bei denen die klimatischen Verhältnisse die Aufbewahrung zweckmäßiger oder notwendig erscheinen ließen, wie bei Wildbeutern des Eises, also bei jenen Eskimos, die Wintervorrat sammeln. Diese Neo-Eskimos sind sekundäre Wildbeuter, aus höherer Kultur auf das Wildbeutertum zurückverfallen (Thurnwald).

Von diesem spezifisch wirklich wirtschaftlichen Ansammeln von Bedarfsgütern (Lebensmitteln) ist aber die Wertung von

Dingen zu unterscheiden, die keinen materiellen Nutzen, wohl aber symbolische Bedeutung und als solche Wert haben.

Thurnwald unterstreicht wiederholt,¹ daß den Primitiven eine „einseitig rationalistisch ökonomische Stellungnahme“ zu den wirtschaftlichen Gütern fremd ist, schon weil Träger eines Reichtums gar nicht der einzelne, sondern die Gemeinde sei, weil das Haschen nach Geltung in der Gemeinde „rationalistischer Wirklichkeit entgegenarbeitet“, weil es die größte Auszeichnung für den einzelnen ist, möglichst viel zur Vermehrung des Glanzes der Gemeinde beizutragen. Das sind nun wohl Symptome einer amaterialistischen Denkweise oder Geistesverfassung, aber es ist nicht etwas Kollektivistisches darin zu sehen. Im Gegenteil bekundet sich hierin offenbar Individualismus in dem Verlangen, sich selbst zur Geltung zu bringen, wenn mit diesem Leisten für die Gemeinde ein persönliches Hervortreten oder Ansehen erreicht werden will. Daß die Leistung dem Gemeinwesen zugute kommt, macht das Handeln des Leistenden noch nicht sozial, da sein Motiv individualistisch, selbstisch ist. Von Ehrgeiz geleitetes Handeln ist wohl immer sozial relevant, aber nicht kollektivistisch, sein primäres Motiv ist nicht Förderung der Gemeinschaft.

Man bewegt sich, will man dem Denken der Primitiven auf die richtige Spur kommen, immer in einer Gefahrenzone von Trugschlüssen infolge der Distanz unseres Denkens von jenem.² Gestützt zum Teil auf seine eigenen unmittelbaren Eindrücke unter den Primitiven, zum Teil auf Beobachtungen anderer Forscher unterstreicht Thurnwald, daß die soziale Stellung als „soziales Motiv“ die wirtschaftlichen Interessen überwiege.

¹ Thurnwald a. a. O. III passim, insbesondere S. 8 ff. u. 152 ff.

² Wie weit unser kulturbelastetes Denken von dem der Primitiven entfernt ist, lassen die neueren Untersuchungen von Winthuis und Zotz über das Zweigeschlechterwesen bei Primitiven erkennen, nach denen das urtümliche Denken in erster Linie auf das Sexuelle gerichtet sei, so daß Glaube und Brauchtum in letzter Linie allein von ihm bestimmt, oder daß auch der Sinn der Kunst der rezenten Naturvölker nur in der alles belebenden animistischen Weltanschauung eines vergotteten Sexus zu finden sei. J. Winthuis. Das Zweigeschlechterwesen bei den Zentralaustralern und anderen Völkern, Leipzig 1928. L. Zotz, Ein altsteinzeitliches Idol des Zweigeschlechterwesens, Forsch. u. Fortschr. 25. Jg. S. 121.

Hier liegt nun wohl eine *quaternio terminorum* vor. Der Ausdruck soziales Motiv wird hier in einem anderen Sinne verwendet, als es gemeinhin geschieht und richtig geschieht. Ein Motiv einer Handlung oder Haltung ist sozial, wenn die Überlegung, die zu einem bestimmten Wollen oder Handeln führt, das Interesse der Gesellschaft ins Auge faßt, wenn also mit dem Handeln das Wohl der Gesellschaft gefördert werden will. Wenn Thurnwald das Verlangen nach einer ausgezeichneten Stellung unter den Gruppenangehörigen als soziales Motiv bezeichnet, so bedarf dies einer logischen Richtigstellung. Nicht das Motiv, sondern nur das motivisch eingesetzte Mittel ist hier sozial, d. h. an der Haltung und dem Handeln „der anderen“ orientiert, denn nicht ein gesellschaftliches Interesse ist Ziel und Zweck des Handelns, sondern das persönliche Interesse des Handelnden, sein Ich innerhalb der Gruppe in besserer Geltung zu sehen. Es ist demnach logisch inkonsequent, wirtschaftliche Motivierung der sozialen gegenüberzustellen. Auch ein wirtschaftliches Motiv kann sozial orientiert und damit auch sozial sein, wenn das angestrebte Ziel der Gemeinschaft oder Gesellschaft nützen, insbesondere das Verhältnis zwischen Bedarf und Deckung verbessern soll.

Insoweit ist also die vielfach beobachtete Tatsache, daß auch bei den Primitiven das Streben nach sozialer Geltung eine so große Rolle spielt und größeres Gewicht hat als materieller Nutzen (so daß also „sozial“ den Gegensatz zu „materiell“ bildet), durchaus nicht ein Spezifikum der Primitiven. Ist doch das Schema der Beamtenbesoldung wenigstens im 19. Jahrhundert wesentlich damit gestützt gewesen, daß die soziale Stellung des Beamten von vielen höher geschätzt wird als materielle Güter.

Da das Wirtschaften also ein Zweckdenken erheischt, fehlt zumeist schon im Denken des Primitiven die Voraussetzung für Wirtschaftlichkeit.¹ Der Mensch unserer Zeit, jedenfalls der des europäisch-amerikanischen Kulturkreises, aber wohl überhaupt der nicht mehr primitive Mensch steht immer, sobald er zu denken beginnt, alsbald unter dem Einfluß des Denkens seiner

¹ R. Thurnwald, *Primitives Denken*, in Eberts Reallexikon.

Umgebung, und dieses ist das Produkt des so viele Jahrtausende hindurch fortgesetzten Werdeprozesses. Vierkandt hat in seiner Abhandlung über die Vulgärpsychologie¹ die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß es ein Irrtum ist, wenn die Vulgärpsychologie annimmt, daß bei Primitiven bestimmte, wenn auch einfache, so jedenfalls klare Vorstellungen zu planmäßigem Handeln führen. Das ist beim Primitiven ebensowenig der Fall wie beim Kinde. Ausgangspunkt für alles Geschehen beim Primitiven ist wie beim Kinde triebhaftes Tun, an das sich erst allmählich mit dem Heranwachsen unter Erwachsenen Vorstellungen über Sinn und Zweckmäßigkeit des Verhaltens anschließen. Nur ganz allmählich wirken diese Vorstellungen der geistig überlegenen Umgebung auf das Handeln rationalisierend ein. Ökonomische Vernunft wird anerzogen. Ursprünglich geht das Handeln dem dafür notwendigen Denken darüber voraus, oder wie Vierkandt formuliert: die Handlungsweise ist in der Regel älter als die Meinung.

Unter diesem Gesichtspunkt steht auch der stark verbreitete Animismus ganz im Banne der Vulgärpsychologie, wenn er lehrt, daß der primitive Mensch Geisteskräfte als Ursache der Wirkungen in der Natur und damit eine Beseeltheit der ganzen Natur annimmt. Immer mehr wächst die Übereinstimmung der Ethnologen, daß beim Primitiven nur instinktives allerspontantes Handeln zu erkennen ist. Tritt das Hungerempfinden auf, so ist damit der Antrieb zur Jagd oder zum Sammeln gegeben, aber ohne ein Vorherbedenken, daß solcher Bedarf eintreten werde. Von solcher Überlegung ist keine Spur zu beobachten. Damit stimmen die Erfahrungen, die z. B. auch Dr. Lommel bei den Unambal gemacht hat, ebenso aber auch analoge Erfahrungen Schebestas vollständig überein. Beide mußten ihrerseits Vorsorge treffen, daß von anderer Seite Nahrungsmittel herbeigeschafft waren, wenn sie sicher sein wollten, daß die Primitiven, mit denen sie sich aussprechen wollten, nicht plötzlich aufsprangen und davonliefen, um Nahrung zu suchen,

¹ A. Vierkandt, Die Vulgärpsychologie in der Ethnologie und die Anfänge der menschlichen Ernährung (Ed. Hahn-Festschrift), Stuttgart 1917.

weil sie plötzlich Hunger hatten.¹ Denken ist übrigens für den Primitiven insoweit eine offenbar auch sehr anstrengende Sache, als er, wenn er einige Zeit auf Fragen des Forschers zu antworten hatte, plötzlich ermüdend so wenig bei der Sache ist, daß er irgend etwas anderes zu erzählen beginnt, was zu dem vorher von ihm Gesagten ohne Zusammenhang, unter Umständen auch in schroffstem Widerspruch stehen kann.² Bei allen Unterhaltungen, so wird häufig und immer wieder berichtet, versagt das Erinnern an gestern. Der primitive Mensch ist geschichtslos, er lebt eben ganz anders als der Moderne vollständig in der Gegenwart, im Augenblick.³

Eine Ausnahme scheinen da und dort die Beobachtungen zu machen, die die Grundlage für Zeitvorstellungen werden, aber auch darin bestehen außerordentliche Verschiedenheiten. Hirschberg berichtet,⁴ daß die Buschmänner das Erscheinen bestimmter Gestirne im Zusammenhang mit Jahreszeiten (Sirius erscheint mit dem Eintreten von Kälte) verbinden. Auch bei den Südostaustralierern ist Sternkunde auffallend entwickelt, während sie z. B. bei den Weddas an der Küste und auch bei den Andamanesen fehlt. Nur der Mond spielt als Zeitmesser ziemlich allgemein seine Rolle, aber selbstverständlich auch überwiegend ohne daß dabei Monatsnamen aufkommen, wie sie z. B. bei den Kamtschadalen, Samojuden, Eskimos nach den wirtschaftlichen und klimatischen Bedingungen gebildet sind.

Thurnwalds Warnung vor der Annahme rationalen Denkens findet ihre Bekräftigung in der großen Bedeutung, die dem Weltbild im Innenleben und Außenleben der Primitiven offenbar zukommt. Der Bericht Dr. Lommels gibt eine Vorstellung

¹ P. Paul Schebesta über Pygmäen, *Anthropos* 1931. Ich habe Dr. Lommel zu danken, daß er mir Einblick gewährte in das Manuskript seines Berichtes zu den Ergebnissen der Forschungsexpedition des Frobenius-Instituts in Frankfurt über die Unambal, bei denen er sich fast ein Jahr aufgehalten hat. Die Bemühungen Lommels konzentrierten sich namentlich auf die Erforschung des Weltbildes dieses besonders primitiven Stammes Nordwestaustraliens und wieder vorzüglich auf die Rolle des Medizinmannes und die eigenartigen Kultveranstaltungen „Corrobori“ mit den in ihnen fortlebenden Mythen dieser Nordwestaustralier.

² L. Lévy-Brühl, *La mentalité primitive*, 4. éd. Paris 1925, formuliert: das Denken des Primitiven ist unbeholfen und unkritisch mit engem Gesichtskreis.

³ Thurnwald a. a. O. I S. 90.

⁴ W. Hirschberg, *Zeitrechnung bei den Naturvölkern*. *Anthropos* XXVI (1931).

von dem überraschend großen Ausmaß, in dem das Leben und damit die Gedankenwelt der Unambal mit Dingen ausgefüllt ist, die das Weltbild betreffen. Zur Beschäftigung mit ihm führt geradezu das, was man als Erziehung bezeichnen kann. Der junge Mensch wird in die Mythen, die dieses Weltbild darstellen, vielfach systematisch von der Pubertät angefangen eingeführt. Von diesem ersten Schritt bis zum Tod soll er bestrebt sein, immer tiefer in die Mythen der Urzeit einzudringen, wie das auch bei allen nicht weiter erklärbaren sakralen Vorgängen (strenger Ritus) scheint geschehen zu sollen. Der Medizinmann ist der geheimnisvolle Vermittler. Was die Leute bei den Stammeszeremonien singen, ist zwar ein Text, aber er ist unübersetzbar, offenbar weil die Worte, die übrigens verschiedenen Stammes Sprachen angehören, sinnlos aneinandergereiht sind. Der Medizinmann ist die Seele eines näher nicht bestimmbar zusammenhangs, der aber so wichtig ist, daß jeder einzelne eingliedert sein muß.

IV

Individuelle Nahrungssuche und Eigentumsvorstellungen

In einer Charakteristik des Lebens der Wildbeuter stellt Thurnwald an die Spitze die Beobachtung, daß die Persönlichkeit immer stärker ist als die Institution, so daß das Leben bei den Primitiven viel bildsamer sei als bei höheren Völkern. Das kommt schon darin zur Geltung, daß eine weitere Verbundenheit, also vor allem eine solche über die Familie als Existenzbasis hinaus, keine Bedeutung auf Dauer hat. Auch die fallweise und wohl auch häufige Zusammenschließung mehrerer Männer zu Fang und Jagd hat keine Dauerbedeutung. Ja, auch die Horde ist keine Verbundenheit von Bestand, sie ist ein freies veränderliches Zusammensein.¹ Weder politisch noch wirtschaftlich haben über die Horde hinausgehende Gemeinschaften Bedeutung.

¹ Vgl. oben S. 20.

Solches Zusammentreten von mehreren Horden, auch Stämmen findet zu Festlichkeiten, z. B. zur Jünglingsweihe oder wie zu den Corribori bei den drei nordwestaustralischen Primitivstämmen¹ statt. Da für Großgruppen keine Wirtschaftsgemeinschaft besteht, andererseits nur die Lebensnotwendigkeit der Gesichtspunkt für die Wahrnehmung gewisser Rechte ist, kommt diese Großgruppe auch nicht als Trägerin von Rechten in Frage.

Die wichtigste Aufgabe im Leben der Wildbeuter ist das geschickte Aufsuchen der Jagd- und Sammelgründe je nach der Jahreszeit nach dem Leben von Tieren und Pflanzen. Und diese Aufgabe ist ganz auf das Individuum abgestellt.² Mag es nun im Hinblick auf die durch die Umweltsverhältnisse bedingten Verschiedenheiten geboten sein, „Zurückhaltung“ beim Schließen von den Lebensverhältnissen der rezenten Wildbeuter auf jene der Altsteinzeit, also auf die vorgeschichtlichen Primitiven, zu üben, so läßt sich gleichwohl für den Anfang des menschlichen Lebens als ziemlich gesichert annehmen, daß ein Dualismus als Wesenszug im Leben der Naturvölker in dem Sinn angenommen werden kann, daß die ganze Lebensführung unter den beiden Geschlechtern getrennt ist. Sie bedeutet individuelle Nahrungssuche.³

Es ist nicht einzusehen, weshalb Knabhans⁴ gegen Büchers theoretische Konzeption „der individuellen Nahrungssuche“ als einer vorwirtschaftlichen Daseinsform der Primitiven so scharf polemisiert.⁵ Bücher irrt allerdings in der Annahme eines Uregoisismus, das ist zuzugeben. Auch in der Behauptung isolierter Konsumtion hat er zu weitgehend die bei einigen Ethnographen gefundenen Daten verallgemeinert.⁶ Hat er doch selbst die natürliche Abhängig-

¹ Vgl. oben S. 34 Note 1

² Thurnwald a. a. O. III S. 153, 167, 192: „Mann und Frau legen die getrennt gewonnenen Produkte zusammen, führen aber einen gesonderten Familienhaushalt“, „bei den niedrigsten Wildbeutern hat die Mutter ihre eigene Feuerstelle, an der sie mit den Kindern haust und kocht“ (Thurnwald IV S. 4).

³ So bezeichnet auch Thurnwald den Tatbestand (a. a. O. II S. 29).

⁴ Alfr. Knabhans, Arbeitsteilung und Kommunismus im australischen Nahrungserwerb. Hahn-Festschrift 1917.

⁵ Übrigens haben sich Knabhans' Angaben nicht immer als zuverlässig erwiesen. Vgl. P. W. Schmidt a. a. O. S. 243.

⁶ Dr. Lommel macht mich aufmerksam, daß die auffallende Separierung bei Mahlzeiten mit der großen Bedeutung gewisser geradezu ritueller Meidungsbeziehungen zwischen bestimmten Individuen zusammenhängt. Z. B.

keit des Kindes von der Fürsorglichkeit der Mutter auf lange Zeit betont,¹ so daß „isolierte Nahrungssuche“ unter allen Umständen nur relativ zu verstehen war. Es ist aber daran zu erinnern, daß Thurnwald bei der Darstellung der Stellung der Frau bei den Wildbeutern die tiefgehende Gesondertheit der Welt der Frau und der des Mannes mit einer Reihe von Nachrichten über einzelne Stämme belegt und für die Wildbeuter ausdrücklich die Selbständigkeit ihrer Nahrungsversorgung mit Sondereigentum an ihrem Sammelergebnis und am Haus und Herd hervorhebt.² Bücher ist weit entfernt, einseitig und doktrinär das System der individuellen Nahrungssucher so stark zu behaupten, daß nicht auch vielfach und mindestens zeitweise ein kollektives Handeln immer wieder damit verbunden wäre: „Bald scharnt man sich zu kleinen Rudeln oder größeren Herden zusammen, bald trennt man sich wieder, je nachdem die Weide oder der Jagdgrund ergiebig ist. Aber jene Vereinigungen werden nicht zu Gemeinschaften. Sie erleichtern dem einzelnen nicht die Existenz.“

Als Bücher vor mehr als 60 Jahren aus dem damaligen ethnographischen Stoff die Unvereinbarkeit der primitiven Nahrungsbeschaffung mit dem nachwies, was Wirtschaften bedeutet, war das eine wichtige einwandfreie Leistung, damals um so wichtiger, als es der erste wirkliche Gegenbeweis gegen das Dogma vom „Kommunismus am Anfang“ war. Wenn heute von gegnerischer Seite seine Leistung verkleinert wird, liegt das im Zeitgeist der jungen Soziologie. Es befremdet aber doch, daß man den von Bücher geprägten Begriff „individuelle Nahrungssuche“ übernommen hat, ohne den Schöpfer des vortrefflichen Ausdrucks zu nennen.

Die vielen Feststellungen, daß das Ausgehen auf Nahrungssuche wie alles Tun und Handeln spontan als Reaktion auf Hunger und Durst, also ganz individuelle Empfindungen, erfolgt, zwingt geradezu zu dem Schluß, daß das Individuum das Gesetz des Handelns ganz in seinem subjektiven Empfinden findet.³

Indem die Frau als Sammlerin von Wurzeln und Früchten der Pflanzennahrung nachgeht, beherrscht sie auch die ver-

besteht eine solche Meidungspflicht zwischen einem Mann und der Mutter der für ihn bestimmten Braut. Eine Folge dieser Meidungsbeziehungen ist es, daß sie nicht nur nicht zusammen essen dürfen, sondern daß sie sich überhaupt ausweichen müssen.

¹ P. Schebesta berichtet, daß Mütter bei den Bagielli-Pygmäen (Kamerun) auch erwachsenen Jünglingen, wenn sie erschöpft von der Jagd heimkehren, die Brust reichen.

² Thurnwald a. a. O. II S. 29.

³ Es überrascht, daß im Gegensatz hierzu Thurnwald es in Abrede stellt, daß Naturvölker den Impulsen des Augenblicks folgen (a. a. O. III S. 8 ff. und V S. 11).

läßlichere und immer wieder gesicherte Nahrungsbeschaffung. Die Jagd im Dienste der Nahrungsbeschaffung bei Männern führt trotz Mut und List keineswegs immer zu Erfolg, ist darin jedenfalls schwankender, und so muß der Ertrag des Sammelns der Frau oft den Ersatz für fehlenden oder unzulänglichen Jagderfolg liefern.¹

Gegenüber der Unsicherheit und Unausgeglichenheit des Jagdergebnisses bedeutet es eine Art von Existenzsicherung innerhalb der Horde, daß das Jagdergebnis über den Bedarf des Jägers hinaus zur Verteilung an jene gelangt, deren Jagdtätigkeit ohne Erfolg geblieben war. Aus dieser Beteiligung anderer Hordenmitglieder hat man denn auch auf das Bestehen einer kommunistischen Ordnung geglaubt schließen zu sollen. Von solcher Beteiligung ist jedenfalls zu unterscheiden die Verteilung jener Beute, an deren Gewinnung mehrere Männer der Horde mitgewirkt haben, wie das namentlich bei der Tötung von Großtieren der Fall zu sein pflegt. Für solche Verteilung der Beute einer Gemeinschaftsjagd bestehen sehr verschiedene Regeln. Bei einem Stamm werden besonders die Alten zuerst bedacht, bei einem anderen bekommt derjenige, der dem Tier die erste Wunde beigebracht hat, wieder bei einem anderen derjenige, der es entscheidend getötet hat, besonders bevorzugte Stücke. Wo auch dem Häuptling und dem Zauberer bestimmte Stücke zugeteilt werden, hat man es schon nicht mehr mit Hochprimitiven zu tun. Diese Regeln deuten auf bestimmte Rechtsvorstellungen hin, und solche bestehen nun auch gewiß. Die Dinge liegen aber durchaus nicht so einfach.²

Es ist ein Verdienst von P. W. Schmidt und seiner Schule, daß sie in der Forschung nach den Eigentumsverhältnissen in der Urkultur bemüht waren, das verfügbare Material nicht nur

¹ P. W. Schmidt a. a. O. passim; Thurnwald a. a. O. auch vielfach, insbesondere II S. 30 ff.

² Es dünkt mir nicht gleichgültig, wenn häufig berichtet wird: die Beteiligung anderer am Überschuß der Jagd- oder Sammelbeute erfolge unter solchen Umständen, insbesondere Affektgesten, daß weitaus der Eindruck des Schenkens und Beschenktwerdens entstehen muß. Die Vorstellung von einem individuellen Verfügungsrecht an erworbenen Lebensmitteln seitens des Verteilenden ist offenbar lebendig.

auf die psychischen Wurzeln dieses Rechtsinstitutes hin zu klären, sondern auch die Objekte des Rechtes sorgfältig danach differenzierend zu gruppieren, welche Art von Interessen und Motiven zum Antrieb für die Ausbildung eines Eigentums und seine Rechtfertigung geworden sein dürften.

Das Bodeneigentum ist längst als ein besonderes Problem behandelt worden. Soweit ein Recht auf ein Gebiet als Sammel- oder Jagdrevier zu erkennen ist, gilt nie ein einzelner, sondern mindestens eine Familie¹ oder Familiengruppe, in der Regel die Horde als Träger des Rechts. Die charakteristische Veränderlichkeit in der Vereinigung von Familien, Familiengruppen zur und der Loslösung von der Horde erscheint als ein Symptom von Armut und Schwäche, die wohl auch wenig geeignet macht, als Träger von Recht erfolgreich aufzutreten. Das Revierrecht der Horde über ein Gebiet schließt auch nicht etwa das Recht es zu verkaufen in sich. Es ist eben Lebensbereich, und je nach der Reichhaltigkeit an Pflanzen und Wild wird es mehr oder weniger energisch verteidigt. Es fehlt nicht an kampfwisen Auseinandersetzungen darüber.² Andererseits ist es begreiflich, daß je schweifender eine Horde lebt, sie um so weniger eine Eigentumsvorstellung am Boden entwickelt. Thurnwalds Auffassung,³ daß das Verhältnis zum Gau oder Revier für die betreffende Gruppe

¹ Ausgeprägtes Familienrecht am Boden bei Südostaustraliern. Schmidt a. a. O. S. 247. Dafür auch reichliches Beweismaterial bei R. Hildebrand, *Recht und Sitte auf den primitiveren Kulturstufen*, 2. Aufl. Jena 1907. Vor 50 Jahren hat Richard Hildebrand auf Grund historischen und ethnologischen Materials nachgewiesen, daß in der Auslegung der Nachrichten über die Bodenrechtsverhältnisse der primitiven Völker jene, die aus ihnen Gemeineigentum ableiteten, schwere Irrtümer begangen haben und daß der Nachweis für Gemeineigentum an Boden für die Lebensweise primitiver Völker nicht erwiesen ist. Soweit heute neues und genaueres Beweismaterial vorliegt, läßt sich mit großer Bestimmtheit sagen, daß es die Hildebrandischen Forschungsergebnisse in allen wesentlichen Punkten bekräftigt. Das gilt nicht nur von den bei Hildebrand im Mittelpunkt der Beweisführung stehenden germanischen Völkern, sondern auch von jenen, die seither erst in den Bereich der wissenschaftlichen Forschung gelangt sind und noch primitiveres, also dem homo primigenius näherstehendes Beweismaterial darstellen.

² Bei den Südostaustraliern von Schmidt festgestellt a. o. a. O. S. 186, 211 ff., 224.

³ Thurnwald a. a. O. S. 227.

mehr öffentlich-rechtlichen Charakters ist, also etwas Ähnliches wie ein Souveränitätsrecht an sich hat, dürfte berechtigt sein.¹ Nach dem Bericht von Birket-Smith besteht bei den Karibueskimos für den Boden überhaupt kein Ausschließlichkeitsverhältnis. Ein Andere ausschließendes Recht am Boden wird von niemandem beansprucht. Alle haben das gleiche Recht zu jagen, wo immer es ihnen gefällt, gleichgültig ob jemand zur Gruppe gehört, die gewöhnlich an der Stelle jagt, oder ob er fremd ist. Die Gemeinschaft mag einen einwandernden Einsiedler ablehnen, aber sie verbietet ihm nicht, dort zu leben, also den Boden auch zu nutzen, wie es eben im Gegensatz dazu dort vorliegt, wo Jagdgebiete als klare Objekte eines Rechts gelten, so z. B. bei den gleichfalls primitiven nordkalifornischen Algonkinstämmen.

Als das Motiv zu dieser toleranten Haltung glaubt Birket schlechthin das „Menschentum“ der Eindringenden bezeichnen zu können: es sind Mitmenschen. Es dürfte aber wohl auch die Beweglichkeit der Wildbestände, denen die Menschen folgen, und der große Reichtum an Rentieren nicht ohne Bedeutung sein.

Das Interesse an einem dauernden Verhältnis zum Boden mit Ausschließung Anderer ist in der Regel wohl erst mit der Bebauung des Landes¹ oder mit der Verdichtung der Bevölkerung erwacht. Rechtsgestaltend wirken in der Regel Überschichtungen, meist im Zusammenhang mit der Unterwerfung einer Gruppe und dem Aufkommen von Leistungspflichten. Das individuelle Recht am Boden im Sinne von Eigentum ist also normal eine Erscheinung späterer Kultur, in der in der Regel auch bereits die Gruppe, die ein Recht in Anspruch nimmt, ein Oberhaupt kennt.

Aber gerade bei den Versuchen, die Entstehung von Rechtsverhältnissen zu deuten, ist die Gefahr groß, daß das rationale Denken des modernen Menschen zu Deutungen führt, die der Gedankenwelt des Primitiven fremd sind. Wenn bei den nicht mehr ganz Primitiven Trobriands (Westlich-Neuguinea) beim Bau eines Kanu nicht nur die daran Arbeitenden, sondern auch der

¹ In dieser Richtung besonders überzeugend R. Hildebrand a. eben a. O. IV. Kapitel passim.

leitende Häuptling und der Zauberer einen Anspruch auf eine Quote des mit dem Kanu zu erzielenden Fischertrags gewinnen, so ist darin zu erkennen, wie weit nicht Rationales, nicht Materielles, sondern irgendwie Spirituelles, namentlich Sakrales als ein kausales Element lebendig geblieben ist, das aus einem in vorausgegangenen Zeiten absoluten Glauben an magische Schöpferkraft stammt.

Unter den realistischen Keimen des Rechts tritt am frühesten wohl das Prinzip der Reziprozität auf. Ihm fällt im Verhalten der einzelnen zueinander, für das allmählich sittliche Vorstellungen des Seinsollens und schließlich Rechtsvorstellungen aufgekommen sind, bei „nicht mehr ganz primitiven Naturvölkern“ eine bemerkenswerte Rolle zu. In einer Reihe von Verkehrsvorgängen (Erwiderung eines Geschenkes außerordentlich wichtig!, Vergeltung als Blutrache, Bezahlung, insbesondere Brautkauf, Heiratsordnung, Strafen) ist Reziprozität leitend. Thurnwald bezeichnet dieses Prinzip als die sozialpsychologische Grundlage des Rechtes. Voraussetzung für das Aufkommen desselben ist aber das Aufkommen von ökonomischen Verkehrsvorgängen).¹

Ein ausgesprochener Dualismus tritt in dem gesonderten Recht der Frau auf all das, was sie von ihrer Sammlertätigkeit nach Hause bringt, und in dem Recht des Mannes auf seinen Jagdertrag in Erscheinung.² Und schon dieser Tatbestand, der nicht nur die individuelle Nahrungssuche, sondern auch die individuelle Vorratsbewirtschaftung, wo eine solche besteht, zu bestimmen scheint, spricht ganz und gar nicht in der Richtung,

¹ Thurnwald (a. a. O. V S. 5) berichtet, daß er dem Prinzip in Neuguinea bei Stämmen, die nie einen Europäer gesehen hatten, begegnet sei, als er Geschenke austeilte.

² Vedders (Die Bergdama, 1923), Bericht über die Bergdama wird von Thurnwald m. E. zu Unrecht als typisch für die Primitiven angeführt. Er beweist im Gegenteil, daß sie nicht mehr auf der Wildbeuterstufe des bloßen Sammelns stehen. Dort ist ein Häuptling und ein Speisemeister erwähnt, an den die Frau den Ertrag des ersten Sammelns im Jahr abzuliefern hat, ohne vorher etwas davon zu genießen. Es ist offenbar ein gehobener sozialer Aufbau, da der Häuptling Grund und Boden an die einzelnen Familien verteilt. Vedder hat jedenfalls recht, wenn er europäischen Einfluß annimmt (S. 78): die Eigentumsverhältnisse sind ausgesprochen gemischt.

daß die Idee des Kommunismus herrschendes Prinzip der Wirtschaftsordnung im Anfang ist.¹

Wie das häufig vorkommende Recht der Familie an einem Revier durch Markierung gekennzeichnet wird, so ist es auch dem einzelnen möglich, an Dingen, die als feste Naturobjekte gelten, durch ein Zeichen das jus occupationis zu bekunden, so an einem Baum mit seinem Bienenvolk – die Biene ist die Milchkuh des Buschmannes –, am Straußennest, am Ameisenhaufen, am Fischplatz. Auch das Eigentum der Frau an der Hütte, die sie in der Regel allein baut, in der sie mit ihren Kindern haust und in der der Mann immer nur Gast ist, muß dem unbeweglichen Eigentum zugerechnet werden.²

Eigentum an schlechthin beweglichen Sachen, soweit sie nicht Lebensmittel sind, also Sachen des täglichen Gebrauchs, ist ausnahmslos individueller Herrschaftsbereich.³ Für seine Entstehung sind mancherlei Erklärungen aufgekommen. P. W. Schmidt hält dieses ausschließliche Recht an den vom einzelnen hergestellten Schutz- und Wirkmitteln für das vollkommenste Eigentum, weil es am deutlichsten die Ausweitung des Einzelichs in die Außenwelt darstellt.⁴ Schmidt sieht in der hohen Geltung des Eigentums bei den Pygmäen, der hervorragenden Ehrlichkeit, der Selbstverständlichkeit für jedes Individuum, sich selbst um die Nahrung zu bemühen und nicht etwa zu stehlen, wohl nicht mit Unrecht eine Begleiterscheinung des Altruismus, der alle Schatten des Besitzes, des Habens ausgleicht. Es kommt keine Not und damit kein Haß und kein Neid auf und damit jener Altruismus, der es auch erklärt, daß das Eigentum an Lebensmitteln unvollkommener bleibt, es ist abgeleitet, begrenzt und gehemmt durch das Eigentum des Schöpfers und Herrn der Welt, von dem der Erwerber der Lebens-

¹ Thurnwald a. a. O. II S. 29, V S. 39; W. Schmidt a. a. O. S. 232.

² Thurnwald a. a. O. II S. 40; W. Schmidt a. a. O. S. 214 u. 223.

³ Thurnwald (a. a. O. III S. 190) glaubt einen kommunistischen Zug im Bereich des beweglichen Eigentums darin feststellen zu sollen, daß beim Untergang einer geliehenen Sache beim Entleiher (Eskimo) dieser nicht Ersatz zu liefern hat. Es ist aber darin doch wohl nur in elementarer Form der Gedanke des späteren Rechtssatzes *casum sentit dominus* in erweitertem Sinne zu erkennen.

⁴ P. W. Schmidt a. a. O. S. 104 f. u. 315 f.

mittel diese nur übertragen erhält. Die Pflicht zur Opferung eines Teiles der erworbenen Lebensmittel, bevor diese genossen werden dürfen (Primitivopfer), die bei den meisten Urkulturvölkern zu finden ist, liege vollständig in der Richtung dieses Denkens.

Thurnwald, der der Auffassung Schmidts und seiner Schule mit starken Vorbehalten gegenübersteht,¹ meint aber doch auch, daß die Herstellung irgendeines Schutz- oder Wirkmittels (Gerät, Werkzeug, Waffe), auch das Pflanzen eines Baumes als schöpferische Leistung nicht nur den persönlichen Anspruch des Herstellers als des Urhebers dieser schaffenden Tätigkeit begründet, sondern auch die Anerkennung dieses Anspruches seitens aller übrigen Mitglieder dieser Gemeinschaft. Und diese Anerkennung persönlicher Ansprüche auf Gegenstände glaubt auch Thurnwald mit der Annahme mystischer zauberischer Beziehungen in Verbindung bringen zu sollen, die zwischen den Objekten und ihren Verfertigern oder Besitzern angenommen werden, also letzten Endes doch auch mit der innerweltlichen Seite des Lebens der Primitiven. Und es ist demzufolge nicht so, daß schlechthin die Arbeit sozusagen rational als Eigentum schaffendes Moment für die Entstehung dieser Rechtsgestaltung herangezogen werden könnte. Das sei ein Produkt späterer Zeit. Vielmehr liege es nahe, in Werkzeugen namentlich Verlängerung und Vervollkommnung der Organe des Menschen zu würdigen.²

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Wiener Schule des Pater Schmidt eine Fülle von Zügen im Leben der Primitiven aufgezeigt hat, die auch den Eigentumsgedanken in einer Beziehung zum Gottesgedanken sehen lassen. Wenn Schmidt Weite, Höhe, Ruhe und Unbesorgtheit der Pygmäen rühmt, so entspricht dies einer weltanschaulichen Verankerung des Handelns, und es liegt nahe genug, auch die Selbstverständlichkeit

¹ Zu vergl. Thurnwalds Besprechung des mehrerwähnten Schmidtschen Buches in Jb. f. Nat. 49. Bd. S. 102

² Zu erinnern ist an Thurnwalds trefflichen Gedanken über Stadien der Rechtsentwicklung a. a. O. V S. 7 f. Sie gelten aber erst für ein Stadium, in dem eine „oberste politische Macht“ aufgekommen ist. Womit aber nicht gesagt ist, daß die Unterscheidung von „höchstpersönlichem“, aus dauernder Benützung entstandenen „Recht“, Familienbesitz, „wanderndem Eigentum“, weil eine Sache des Gefühls, nicht zeitlich dem Aufkommen einer politischen Macht vorausgegangen sein kann.

des Helfens, die Gebefreudigkeit, wenn auch in der Regel nur innerhalb des engen Lebenskreises der Horde, kurz all das, was als Solidarismus eine Art von Gemeinschaftsgeist bekundet, in Zusammenhang mit einem über allem Menschlichen waltenden höchsten Wesen zu bringen. Das von einem solchen Glauben ausgehende „Seinsollen“ kann als erster Keim einer Rechtsvorstellung wirksam gewesen sein, und soweit kann der Anfang des Rechts magisch orientiert gesehen werden.

Gleichviel wie man sich zu diesen Begründungen stellen mag, unter allen Umständen ist es überwiegend das Individuum und nicht die Gemeinschaft, was als Träger eines Andere ausschließenden Rechtes auf eine Sache an diesem „Anfang“ zu sehen ist: Individualismus wohl begleitet von starkem Altruismus, aber nicht Kommunismus.

Je mehr man sich in die Fülle von Nachrichten über die Stellung der Primitiven zu den verschiedensten Betätigungen, ihre Hemmung oder Förderung, vertieft, um so mehr gewinnt man die Überzeugung, wie stark der der Natur so wenig überlegene einfache Primitive in all seinem Denken und Trachten sich auf Schritt und Tritt von irgendwelchen Geistern und übermenschlichen Mächten verfolgt und beherrscht glaubt. Diese Geisterwelt also ist es, in deren Machtbereich er sich fühlt, nicht aber in dem Machtbereich seiner Hordengenossen, die er ebenso von dieser Geisterwelt abhängig und beherrscht weiß oder mindestens glaubt wie sich selbst. In solcher psychischer Fundamentierung ist daher der völlig arationale, ohne jeden Zwang verwirklichte Solidarismus auch nimmermehr in eine Gesinnung umzudeuten, von der jener voluntaristische Kommunismus getragen ist, der heute die Welt mit brutalster Gewalt um jenes Ausmaß individueller Freiheit bringen will, das innerhalb der arbeitsteiligen Gesellschaftswirtschaft noch möglich ist.

Die Berichte von „Kommunistischen Zügen“ lassen erkennen, daß die Berichterstatter sich über das Wesen der kommunistischen Gemeinschaft nicht immer genügend Rechenschaft gegeben haben.¹ So sieht z. B. A. Brown in sehr weitgehenden Geschenksitten und in Teilungssitten (namentlich bei erlegten

¹ Auch Menghin (a. a. O. S. 512) spricht von kommunistischen Tendenzen, die in Beziehung zur mütterrechtlichen Großfamilie und dem Großfamilienhaus stehen sollen; es bleibt fraglich, was er meint.

Tieren) eine Annäherung an einen Kommunismus bei den Andamanesen.¹ Es bleibe dahingestellt, wie weit diese Wildbeuter durch vorübergehende fremde Einwirkung (übrigens wohl mutterrechtlich) beeinflußt sind, Tatsache ist eine Vielheit so ausgesprochener Züge individualistischer Grundauffassung, daß es gerechtfertigt ist, wenn die kommunistisch scheinenden Vorgänge, Gewohnheiten, Sitten mit einem stark entwickelten Altruismus erklärt werden, wie es P. W. Schmidt tut.² Ganz abgesehen von dem eindeutig individualistischen Erwerb der beweglichen Dinge sind auch schon die Begriffe Großmut, Geschenkfreude, Gastfreundschaft u. ä., mit denen die hohe Sittlichkeit der Lebensauffassung dieser Menschen gekennzeichnet wird, mit einer kommunistischen Lebensordnung inadaequat. Es liegt da ebenso ein Verkennen des Kommunismus vor wie bei der Behauptung des Kommunismus der christlichen Urgemeinde und der Kirchenväter. Nicht nur die ἀγάπαι als Leistungen der Besitzenden für die mit den Armen gemeinschaftlichen Mahlzeiten, auch der ganze Caritasgedanke verliert sein ethisches Fundament und den Charakter der Richtungsnorm ohne die Tatsache der Besitzverschiedenheit als Voraussetzung. „Das Privateigentum selbst ist hierbei überall vorausgesetzt. Das Problem ist daher nicht das Privateigentum und die darauf aufbauende wirtschaftliche Ordnung selbst, sondern das Maß und der Umfang der Liebespflicht.“³

Die Auffassung von dem hohen Anteil des magischen Weltbildes der Wildbeutermenschen, wie sie hier vertreten wird, findet ihre Bekräftigung darin, daß auch in den folgenden Kulturen das Weltbild seine Bedeutung behalten hat, ganz gewiß bis in die Zeit des altorientalischen theokratischen Großkönigtums. Und wie paradox es auch klingen mag, es ist Ausgangspunkt für die Einführung des Geldleihzinses, eines Institutes der Wirtschaft, das zur höchsten Rationalität führen sollte.

¹ A. R. Brown, *The Andamanese Islanders*, Cambridge 1922, p. 92.

² P. W. Schmidt a. a. O. S. 70 u. 79 f.; dazu auch Thurnwald a. a. O. I S. 69 f.

³ E. Troeltsch, *Die Soziallehren der christlichen Kirchen* S. 113 f.; dazu Hugo Rahner, *Kommunismus der Kirchenväter*. Schweizer Rundschau 48. Jg. Heft 2.

V

Solidarismus, nicht Kollektivismus

Will man zu einem Schluß kommen über die eingangs in Erinnerung gebrachte Frage, ob für den Anfang der Menschheit Kommunismus anzunehmen ist: so muß jeder Versuch, eine wissenschaftliche Entscheidung zu geben, erst die erforderliche begriffliche Eindeutigkeit schaffen. Das Bemühen nach einer solchen begrifflichen Klarheit steht nun heute nach der schroffen Trennung zwischen westlichem und östlichem Sozialismus unter dem Eindruck der ideologischen Wirkung der politischen Parteiengeschichte. Zwei Feststellungen sind möglich und geboten:

1. Sozialismus und Kommunismus sind nicht mehr wie vor 100 Jahren synonym, sondern durch den erklärten Gegensatz sozialistischer und kommunistischer Parteien zwei verschiedene Kategorien geworden. Vor 100 Jahren, 1848, hat das von Karl Marx verfaßte kommunistische Manifest, gewollt und tatsächlich, als das Programm für einen Weltsozialismus gegolten und wurde als solches bezeichnet.

Ganz abgesehen davon, daß als Sozialismus eine ganz große Zahl sehr verschiedener sozialer Parteien- und Geistesbewegungen bezeichnet werden, die ganz unbestritten als nicht marxistisch gelten wollen, ist auch innerhalb derjenigen politischen Bewegung, die nicht nur sich Sozialismus nennt, sondern auch sehr lange Zeit die Tradition: eine Bewegung im Sinne des kommunistischen Manifests von Marx, also eine marxistische Bewegung oder Partei zu sein, aufrechterhalten hatte, die deutsche Sozialdemokratische Partei heute bewußt in ausdrücklichen Gegensatz zum Kommunismus getreten. Diese Wandlung im deutschen Parteiwesen, aber ebenso auch die Tatsache, daß die englische labour party sich ganz bestimmt vom Bolschewismus distanziert hat, aber sozialistisch sein will, endlich die Entstehung von besonderen kommunistischen neben den sozialistischen Parteien: alle diese Tatsachen lassen keinen Zweifel

mehr aufkommen, daß Sozialisten von den Kommunisten unterschieden sein wollen.¹

2. Gleichwohl sind die als Sozialismus bezeichneten oder geltenden politischen Bewegungen des Westens sowie die aktuellste Verwirklichung eines solchen Sozialismus in der Gegenwart, etwa die von der labour party gebildete Regierung, trotz des erklärten Gegensatzes zum Bolschewismus wie dieser eine Erscheinungsform und Unterart des Kollektivismus.

Über die theoretische Polarität des Verhältnisses von Individualismus und Kollektivismus herrscht wohl Einstimmigkeit. Aber beide kommen sowohl in den gedanklichen Konstruktionen einer Gesellschaft mit Rechtsordnung wie in einer Gesellschaft ohne solche vor, und daher sind wie die Sozialismen so auch die kommunistischen Gesellschaftsgattungen sowohl archistisch wie auch anarchistisch als möglich gedacht worden.² Die Wirklichkeit des Bolschewismus zeigt einen zu besonders hoher archistischer Intensität gesteigerten Kommunismus. Will man wie Diehl als Kommunismus nur eine Gesellschaftsordnung gelten lassen, die außer in der Produktions- auch in der Konsumtions-sphäre kein Privateigentum gelten läßt, so würde der Begriff Kommunismus auf den Bolschewismus nicht zutreffen, denn das Leistungslohnsystem der Sowjets bringt eingebettet in eine wenigstens gegenwärtig unverkennbar monetäre Planwirtschaft eine geldmäßige Ausstattung der Einzelwirtschaft mit Kaufkraft nach Maßgabe der Leistung und der jeweiligen Knappheit des Arbeitsangebotes,³ also weitgehend differenzierte Einkommen, die ja nur Sinn haben, wenn für die Konsumsphäre

¹ Es ist aber zu erinnern, daß von radikaler Seite schon länger zwischen Sozialismus und Kommunismus unterschieden wurde, so von Krapotkin und seinen Anhängern, zu denen der gleichwohl sehr originale W. Morris gehörte. Krapotkins *La conquête du pain*, Paris 1892, enthält Aufsätze, die schon in den achtziger Jahren erschienen. Über Morris zu vgl. G. Fritzsche, *William Morris' Sozialismus und anarchistischer Kommunismus* (Kölner Anglist. Arbeiten 3. Bd.), 1927. Dazu insbesondere W. Morris, *Signs of change*, London 1888.

² K. Diehl in seinen vielen gesellschaftstheoretischen Schriften, zuletzt *Der Einzelne und die Gemeinschaft*, Jena 1940, S. 2 u. 135 f.

³ Ad. Weber, *Marktwirtschaft und Sowjetwirtschaft*, München 1949, S. 176 ff.

Privateigentum besteht. Andererseits ist aber auch hinsichtlich des Eigentums an Produktionsmitteln eine Unterscheidung nicht erkennbar. Die Überführung der Produktionsanlagen in öffentliches Eigentum, die im östlichen Sozialismus vollzogen ist, wird ja auch im westlichen angestrebt, wenn auch durchaus nicht einheitlich in gleichen Ausmaßen. Daher ist ein verlässliches Kriterium in der Eigentumsverfassung nicht zu erkennen.

Unverkennbar trennend ist die Einstellung zum Freiheitsgedanken. Der Westsozialismus hält mit der Forderung gewisser absoluter Menschenrechte an der Gesicherheit eines gewissen Umfangs persönlicher Freiheit fest, während der östliche mit Anerkennung der Absolutheit einer unumschränkten Polizeiherrschaft das Schicksal der einzelnen restlos der Staatsgewalt ausliefert. Es ist offenbar, daß der Kommunismus die demokratische Staatsauffassung, an der der westliche Sozialismus festhält, preisgegeben und sich für dauernde Diktatur entschieden hat.

Wie labil freilich die Unterscheidung von frei und unfrei oder herrschaftlich ist, zeigt schon Krapotkin, indem er als Anhänger einer anarchistischen kommunistischen Gesellschaftsordnung den Staat durch einen Bund freier Gemeinden ersetzt wissen will und damit glaubt den Übergang vom Archismus zum Anarchismus vollzogen sehen zu dürfen. Indem Krapotkin auf die friedlichen Verhältnisse im Schweizer Jurabund als besonders ideal hinweist, bestätigt er, was er an anderen Stellen schärfer formuliert: daß es ihm vor allem um Dezentralisation des wirtschaftlichen Wollens geht, weil er in der Zentralisation die Gefahr des Archismus erkennt.

Man hat lange den Determinismus als entscheidendes Merkmal des Marxismus geglaubt verwenden zu können, um diesen von allen voluntaristischen Sozialismen zu scheiden. Auch dieses Schibboleth hat seine Geltung verloren, denn einerseits ist beginnend mit der Kritik Bernsteins am Marxismus und mit dem Revisionismus eine Wandlung im deutschen Sozialismus zu einer realistischen Gestaltung der sozialistischen Ideologie und Politik eingetreten, so daß der deutsche Sozialismus unzweifelhaft voluntaristischer Kollektivismus geworden ist. Andererseits ist die Verwirklichung des Kommunismus im Sowjetstaat bekanntlich nicht deterministisch, sondern voluntaristisch eingetreten, wie sehr auch die Theoretiker des Bolschewismus sich

bemühen, dessen Sieg als ein der Gesetzmäßigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung entsprechendes Ereignis zu beweisen.

Die Kennzeichnung einer Kulturepoche hinsichtlich ihres sozialökonomischen Charakters wird immer eine subjektive Angelegenheit sein, denn immer geht es um die Wertung einer Mehrheit von einzelnen Tatsachen. Wenn diese nicht restlos eindeutig in eine der polaren Gedankenwelten: Individualismus oder Kollektivismus passen, kommt man zu einer Formulierung, wie sie Heichelheim gegeben hat.¹

Heichelheim schreibt nun ausdrücklich: „Beim Wildbeuter stehen ein Urindividualismus und ein Urkollektivismus charakteristisch nebeneinander.“ Man kann die Tatbestände im Wildbeutertum immerhin ungefähr so charakterisieren. Es will mir jedoch scheinen, als ob man den Tatsachen des Wildbeutertums besser gerecht würde, wenn man der Geltung des Individuums, also immerhin einem gewissen Individualismus, die Bedeutung an die Seite stellt, die der selbstverständlichen Hilfsbereitschaft innerhalb der Lebensgruppe, in der Regel der Horde, oder wie sonst sie heißen mag, zukommt. Die Mitglieder der Gruppe fühlen sich als eine Gemeinschaft und handeln diesem Gefühl entsprechend, ein Verhältnis, das man am besten wohl als Solidarismus bezeichnet. Es ist gewiß eine Form des Zusammenlebens, in der sich ein zusammengesammelter Geist bekundet, aber der Ausdruck „kollektiv“ deutet in seiner heute üblichen Verwendung wohl immer auf ein weiter reichendes Unterordnungsverhältnis des einzelnen gegenüber einer Ganzheit hin, der er zuzurechnen ist oder zugerechnet werden will, als es bei Wildbeutern tatsächlich beobachtet ist. Heichelheims Kennzeichnung entspricht gewiß dem Antagonismus, der im Seelenleben des modernen Menschen seine große Rolle spielt. Für die einfachere und gerade so weitgehend mit magischen, nicht materialistischen Interessen erfüllte Innenwelt des Primitiven dünkt es mich gerechtfertigt, die Lebenseinstellung dieses Primitiven eindeutiger als wesentlich individualistisch zu erkennen. Daß die Gesellschaftsordnung

¹ F. Heichelheim, Wirtschaftsgeschichte des Altertums S. 30 u. insbes. die Noten 5 u. 46.

der Wildbeuter, soweit von einer solchen überhaupt geredet werden kann, nicht als kommunistisch im Sinne der Ziele oder Programmatik des heutigen Tatbestandes gelten kann, ergibt sich schon aus der Unvergleichbarkeit der heutigen staatlichen Machtverhältnisse mit jenen minutiösen Keimen von Institutionen, die bei den Wildbeutern als Anfänge gesellschaftlicher Ordnung in Betracht gezogen werden könnten.

Aber abgesehen von der Inkongruenz hinsichtlich der gesamten gesellschaftlichen, natürlichen wie kulturellen Grundlagen gilt es, den Kollektivismus unabhängig von konkreten Zeitverhältnissen in seinem Wesen zu erfassen, und dann erscheint als kollektivistisch eine Verbundenheit der Glieder einer Gemeinschaft, bei der die einzelnen überhaupt nicht die Träger des wirtschaftlichen, für die Güterversorgung und Bedarfsdeckung maßgebenden und damit auch die Mittelverwendung bestimmenden Willens sind. Für die kollektive Gemeinschaft besteht daher notwendig irgendein traditional oder durch Wahl oder gewaltmäßig zustande kommendes Kollektivorgan, sei es eine Person oder eine Mehrheit von Personen, ein Organ, das die Güterbeschaffung souverän für alle und gegenüber allen einzelnen regelt und ebenso die Verteilung des erarbeiteten Güterbestandes auf alle einzelnen, deren Willen eben ausgeschaltet und erstickt wird, bestimmt.

Kollektiver Geist ist also erst mit einer auf Willensunterwerfung gerichteten Sozialordnung aufgekommen.^{1,2} Die Behauptung eines obwaltenden Kollektivismus bei irgendwelchen Wildbeutern müßte daher vor allem das Vorhandensein und Wirken eines solchen Organs einer Hordengemeinschaft nachweisen. Im Rahmen der individuellen Nahrungssuche ist die Ausschaltung des individuellen Willens nicht wahrscheinlich.

Wissenschaftlich ist es nicht nur zu rechtfertigen, sondern geradezu Aufgabe, den gesamten Rahmen der vielen außerordentlich mannigfaltigen

¹ Thurnwald a. a. O. Bd. V S. 10 erwähnt Korrelationen zwischen zwei Institutionen. Ökonomischer Kollektivismus steht daher auch in Korrelation mit einer Sozialordnung, die dem Kollektiv-Organ Macht gibt.

² Der Gebrauch des Terminus „Kollektiv“ scheint eine schwere Krise durchzumachen. F. G. Jünger scheint dahin wirken zu wollen, daß er ganz in Mißkredit kommt. Neben dem kaleidoskopartig auftretenden Terminus „Technisches Kollektiv“ taucht in dem Buche „Maschine und Eigentum“, Frankfurt 1949, noch eine Reihe anderer Kollektive auf.

Spielarten von Gesellschaftstheorien durch polare Extreme zu bestimmen. Auch Dietzel hat, indem er das Sozial- und Individualprinzip als zwei polare Axiome einander gegenüberstellte, eine solche Einrahmung der ganzen Mannigfaltigkeit von Theorien vorgenommen. Die Dietzelsche Systematik ist aber durch die Erfahrungen am Bolschewismus unhaltbar geworden.

Der polare Gegensatz des Kollektivismus, der Individualismus, ist bei konsequenter Gegenüberstellung damit zu kennzeichnen, daß jeder Einzelne für sein ökonomisches Schicksal Träger des maßgebenden Willens und damit selbstverantwortlich ist. Ist der Kollektivismus in seinem Wesen autoritär zu denken, so ist der Individualismus polar „als Negation der Autorität“ zu verstehen. „Der Halt ist in der eigenen endlichen Individualität gelegen“, sagt Jaspers vom Liberalismus,¹ dieser repräsentativen Unterart des Individualismus.

Nun ist die Zahl der zwischen den beiden polaren Denkweisen möglichen Zwischenbildungen Legion. Sie werden in der Regel einer der beiden polaren Denkrichtungen näherstehen. Ob eine konkrete historische Gestaltung mehr kollektivistisch oder individualistisch zu werten ist, wird leicht zu entscheiden sein, je nachdem ein kollektives Organ für das im Gemeinwesen unentbehrliche Wollen vorhanden ist oder nicht. Als solches Organ der Gesellschaft ist keineswegs schon immer der Staat zu betrachten, solange er sich auf die Schaffung der Ordnung für das ökonomische Handeln der einzelnen, auf das private und öffentliche Recht beschränkt. Zu einem kollektivistischen Organ in unserem Sinne wird er erst mit eigener Unternehmertätigkeit. Wo die Grenzen zwischen der selbstgesteuerten und der gelenkten, zwischen dieser und der kollektiven Wirtschaft liegen, ist hier nicht zu erörtern.²

Da nach unseren Kenntnissen von den Wildbeutern ein solches Organ bei ihnen in der Regel nicht zu finden ist, Entscheidungen über Güter nur ausnahmsweise bei dem Ältesten oder dem Medizinmann einer Horde liegen, ist ihre soziale Ordnung im wesentlichen individualistisch und die Beteiligung anderer Horden-

¹ Jaspers, *Psychologie der Weltanschauungen*, Berlin 1925, S. 321.

² Es ist das große von Eucken systematisch angepackte Thema, zu dem W. Ad. Jöhr in der St. Galler Festschrift *Individuum und Gemeinschaft* (Das Problem der Wirtschaftsordnung, St. Gallen 1949) jetzt neue Gesichtspunkte geltend macht.

mitglieder mit Beuteergebnissen als Solidarismus zu beurteilen.¹ Solidarisch nennen wir eine Haltung, die dem Bewußtsein der Schicksalsgemeinschaft innerhalb einer Menschengruppe entspringt, bei deren Mitgliedern aber grundsätzlich eine individualistische Einstellung obwaltet. In erster Linie ist jeder für sein wirtschaftliches Schicksal verantwortlich, denn er ist der Träger des auf Bedarfsdeckung und Mittelbeschaffung gerichteten Wollens. Aber es gilt als selbstverständliche Pflicht, dem derselben Gemeinschaft angehörenden Nächsten zu helfen, wenn er Hilfe braucht, wie man auch damit rechnen kann, daß einem selbst von dem Nächsten geholfen wird. Es ändert an dem individualistischen Charakter dieser Haltung nichts, wenn für manche Situation, insbesondere bei einem gewissen Ausmaß einer Jagdbeute, mehr oder minder rituell abgabenartig Teile der Beute an andere abgegeben werden. Die primäre Pflicht zur Selbstversorgung läßt keinen Zweifel an der individuellen Verantwortlichkeit, und die Abgabe von Beuteanteilen hat jedenfalls eher den Charakter einer Steuer als den einer kommunistischen Anteilsausfölgung.

Wie die Dinge heute in der politischen Alltagsdiskussion liegen, sollte angesichts des Durcheinanderwogens eines und desselben Terminus für Verschiedenartiges im Bereich der sozialen Geistesbewegung für die Beteiligung an dem wissenschaftlichen Gedankenaustausch daran festgehalten werden, daß jeder Autor bei der Verwendung mehrdeutig gewordener Termini mindestens

¹ Es ist daher zutreffend als Solidarität von Thurnwald der Zusammenhalt in Klan und Sippe gekennzeichnet: sie sind untereinander gewöhnlich nicht organisiert und nur durch zeremoniell-religiösen Ahnenkult und eine gewisse Solidarität zusammengehaltene Familienagglomerationen (Thurnwald a. a. O. IV S. XVI f.). Um so weniger dünkt es mich folgerichtig, die Beutebeteiligung anderer Hordenmitglieder als kommunistisches Symptom zu werten, da die Horde, in „vorübergehendem, nur relativ dauerndem Zusammenleben“ eine losere Verbundenheit, zu Klan und Sippe erst führt, „wenn der Gedanke gemeinsamer Abstammung die Dauer betont, durch Riten verstärkt wird und wirtschaftliche (!) oder politische Verbundenheit hinzutritt“. Über kommunistische Züge bei Wildbeutern vgl. Thurnwald a. a. O. III S. 190 ff. Solidarismus ist auch die *friendly help*, die Thurnwald in Buin gefunden hat (Pigs and currency in Buin. Oceana Vol. V December 1934).

den Sinn, in dem er die Ausdrücke verwendet und in dem er verstanden sein will, eindeutig präzisiert. Es könnte scheinen, als ob ich damit Heichelheim Mangel an Präzision vorwerfen wollte. Das liegt mir fern, im Gegenteil möchte ich ausdrücklich anerkennen, daß er sich vor vielen anderen Historikern durch das Bemühen, die verwendeten Begriffe eindeutig zu klären, wohltuend auszeichnet.

Es geht aber noch um etwas anderes. Es gilt Übereinstimmung über die Tatbestände zu erreichen, auf die es ankommt, wenn wirtschaftliche oder gesellschaftliche Zustände einer bestimmten Zeit und Kultur gekennzeichnet werden wollen. Und da halte ich dafür, daß das Neben- und Aneinandervorbeireden nur vermieden werden kann, wenn bei allen vor- und frühgeschichtlichen Forschungen, aber ebenso auch bei ethnologischen Arbeiten auf die folgenden Tatsächlichkeiten für die Klärung von Wirtschafts- und Sozialverhältnissen Bedacht genommen und Gewicht gelegt wird.

I. Es gilt vor allem die Unterscheidung von Technik und Wirtschaft. Technische Tatbestände kennzeichnen keineswegs immer auch schon eine Wirtschaftsverfassung. Technik und Wirtschaft sind verwandt, sofern auf beiden Gebieten ein Wahlproblem zu lösen ist. Technik ist das Gebiet absoluter Objektivität. Im Wirtschaftlichen geht es um die Beziehungen subjektiver Interessen zu Objekten. Die Technik gestaltet nach den für die Objekte geltenden, vom Menschen unabhängigen Gesetzen, während das Wirtschaften nie vom Menschen und seinen Zwecken absehen kann. Die Technik hat die Wege zu einem Ziel zu ermitteln. Beim Wirtschaften geht es um die Überlegung von Werten, um die Opfer, die zur Erreichung von Zwecken gebracht werden sollen oder dürfen. Technische Werte (irgendwelche Maße wie Gewichte, Dimensionen, Kalorien u. dergl.) sind absolute Größen, wirtschaftliche Werte sind immer relativ, sind Größen im Zusammenhang und im Hinblick auf die Interessen von Subjekten.¹

¹ Eine zwar auch nur zusammenfassende, aber eingehendere Abgrenzung des Wirtschaftens gegen die Technik in meiner Allg. Volkswirtschaftslehre, 2. Aufl. 1948, S. 9.

II. Wie weitgehend auch technische Erkenntnisse und technisches Können Bedeutung für wirtschaftliches Handeln gehabt haben und haben, so kennzeichnen sie doch nicht die Wirtschaftsverfassung und den Wirtschaftsstil. Die freie Marktwirtschaft, wie sie insbesondere im europäisch-amerikanischen Kulturkreis weitaus überwiegt, arbeitet mit derselben Technik in Produktion und Transport wie das kommunistische Sowjetsystem.

Wie bedeutsam technische Errungenschaften jeweils waren, das wirtschaftssoziologisch Wichtige ist mit der Gewinnung wirklicher Wirtschaftlichkeit, also mit dem Streben nach Nutzenüberschuß, bei allen Einsätzen irgendwelcher Mittel erreicht worden. Die Mannigfaltigkeit der Wirtschaftssysteme ist immer größer geworden, ohne daß dabei die Wandlungen in der Technik immer entscheidend gewesen wären.

Um ein Wirtschaftssystem zu kennzeichnen, sind folgende morphologisch entscheidende Fragen zu klären:

a) Wer ist das Subjekt, das seine Zwecke erfaßt, überlegt und zum Ausgangspunkt für seine Disposition über seine knappen Mittel macht? Wer ist wirtschaftlicher Willensträger? Insbesondere: ist es ein Individuum oder ist es eine Gemeinschaft? Und wenn es eine Gemeinschaft ist, welches Organ derselben gestaltet das wirtschaftliche Wollen? Wie kommt das Organ zustande?

b) Wen umfaßt der Kreis von Menschen, für den jenes Wirtschaftssubjekt dieses Disponieren zu erfüllen hat: eine Familie, eine Gemeinde, oder was sonst für eine Menschengemeinschaft?

c) Soweit die Bedarfsdeckung (Zweckerreichung) durch arbeitsteiliges Zusammenwirken einer Mehrheit erfolgt: in welchen Menschenkreisen als Einheit vollzieht sich diese Arbeitsteilung? Ist es die Familie oder eine öffentliche Gebietskörperschaft, insbesondere der Staat? Oder vollzieht sie sich überstaatlich?

d) Wie, eventuell durch welche Organisation wird der Ausgleich zwischen Bedarf und Deckung bewirkt? Marktmäßig oder durch autoritäre Verfügung (Befehlswirtschaft)?

e) Wird bei dem Einsatz von Mitteln rational, d. h. mit Bedachtnahme auf den Nutzengewinn, im Sinne der unter a erfaßten Zwecke vorgegangen? Welche Einrichtungen bestehen, um diese

Wirtschaftlichkeit der Mittelverwendung wahrscheinlich zu machen, mindestens zu kontrollieren, wenn möglich zu sichern?

Nur wenn diese Fragen aufgerollt und aus dem historischen oder ethnographischen Quellenmaterial beantwortet werden, kann die Wirtschaftsverfassung als wesentlicher Teil der Kultur einer Volksgemeinschaft zu einer bestimmten Zeit richtig gedeutet werden.

VI

Zwischen Wildbeuter und altorientalischer Stadtkultur

a) Pflanzer und Hirten

Es liegt nahe, mit Fritz Kern die Frage aufzuwerfen,¹ warum sind Wildbeuter der südlichen Waldzone, wo das Gejaid nebensächlich ist und Fruchtbäume und Knollengewächse sich unmittelbar darbieten, zum Hegen und Züchten von Nutzpflanzen übergegangen? Die parasitische Ernährung war leicht, die Instandhaltung einer Pflanze aber immer voller Mühe, die Notwendigkeit, für die fruchtlose Jahreszeit vorzusorgen, gering. Und die Selbsthaftmachung, ohne die dieser Übergang nicht zu denken ist, machte den Kampf gegen den Wald notwendig. Daß Bevölkerungsdruck als treibende Kraft gewirkt hat, wird allgemein angenommen. Aber es werden wohl auch andere Motive wirksam geworden sein, gewiß nicht bloß vernunftorientierte und gewiß auch hier mystische Vorstellungen über die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen der den Menschen umgebenden Natur und der Geisterwelt, die er in sie hineinverlegt.

Während nun die Nachweisung der dynamischen Faktoren, die für dieses Herauswachsen aus der Wildbeuterkultur entscheidend wurden, noch weitgehend im Dämmerlicht liegt und für spekulative Kombinationen reichlich Gelegenheit bietet, ist die Struktur der Wirtschaft dieser nächsten Kulturstufe schon in ein helleres Licht gerückt. Vor allem: man hat wirklich gewirtschaftet in dem Sinne, daß planmäßig knappe Mittel für die

¹ F. Kern a. a. O. S. 51.

immer mehr aus dem Instinktiven ins helle Bewußtsein einziehenden Zwecke, und zwar sowohl Bedürfnisse des Augenblicks wie auch zukünftige, eingesetzt werden: einerseits in der Pflege des Bodens für Pflanzengewinnung, andererseits in der Haltung, Nutzung und Züchtung von Vieh. Beide Zweige, Pflanzertum und Hirtentum, jeder mit selbständiger Kultur ursprünglich und lange für sich bestehend, sind durch populationistische Vorgänge, natürliches Wachstum der Bevölkerung und Wandervorgänge, diese z. T. sozusagen als politische Ereignisse (Eroberung, Unterwerfung), allmählich zu einem bis auf unsere Tage sich fortsetzenden und entwickelnden Kulturelement, dem Bauerntum, zusammengewachsen.

Während der Jahrtausende, in denen der Mensch bereits die Eiszeit erlebt und überstanden hat, waren in die südlichen, vom Eis frei gebliebenen Gebiete mit den durch Vereisung bedingten Klimaänderungen immer wieder revolutionär wirkende Völker-einbrüche in die Gebiete höherer Wirtschaftskultur erfolgt. Je nach den Vereisungen oder den in der Zwischenzeit eingetretenen Versteppungen sind aus dem großen eurasischen Raum, wohl auch von Nordwesten her, Menschenmassen nach dem vorderasiatischen und dem Mittelmeerraum gedrängt worden, in dem sich, soweit wir wissen, am frühesten größere Volkseinheiten und Staatsbildungen vollzogen haben. Die seit dem 4. Jahrtausend v. Chr. chronologisch verlässlicher Kunde gebenden Denkmäler¹ werden immer zahlreicher und verstärken den Eindruck, daß auch das, was als selbstverständliche Voraussetzung staatlicher Gestaltung erscheint, die gebietsmäßige Geschlossenheit eines Volkes, selbst Produkt einer zeitlichen Entwicklung ist, in der sich unausgesetzt Überschichtungen und Durchsetzungen verschiedener Völkermassen vollzogen haben.

Der Hauptträger der pfeglichen Feldbestellung ist die Frau geworden, und mit ihrer doppelten Rolle im Mittelpunkt des Fruchtbarkeitsgeheimnisses ist sie so sehr in den Vordergrund

¹ Menghin (Hdb. d. Arch. I S. 404) verlegt wie Schuchardt das Ende der Kunst des Miolithikums und den Beginn der des Neolithikums in die Zeit um 5000 v. Chr. Nach neueren Berechnungen der Regierungszeit Hammurapis (Ungnad) schrumpfen auch die vorausgegangenen Datierungen.

des Lebens getreten, daß die weltweite Verbreitung des Mutterrechtes nur zu begreiflich ist. Aber ebenso begreiflich ist, daß auch dieser pflanzenpflegende Mensch in den Mutterrechtsgebieten, der „zweite Mensch“, in einer nun noch gesteigerten Naturverstricktheit gesehen werden muß (Alfred Weber), also noch tief befangen ist in magischen Vorstellungen von den ihn beständig umgebenden bedrohenden und beherrschenden Kräften, die ihn zu den ekstatischsten, bis zur Selbstverstümmelung gehenden Gebräuchen führten. Nur ganz langsam ist er in einer rationalen Gedankenwelt heimisch geworden. Sie bedeutete eine fundamentale Wandlung in seinem Verhältnis zur Umwelt, Neuerungen mußten das Übergewicht über starrsten Traditionalismus gewinnen, und in dem Dualismus von realistischer unmittelbarer Naturnutzung einerseits, imaginärer mittelbarer über die Geisterwelt und den Zauber gehender Naturbeeinflussung konnte die erstere auch nur durch die Fülle von in vielen Generationen gesammelten Erfahrungen die Oberhand gewinnen.

Die große Frage nach den Aufstiegsmotiven dürfte am richtigsten wohl mit F. Kerns Formulierung¹ zu beantworten sein, daß unsere Ahnen vielleicht eine nur 95%ige Beharrungstendenz hatten, die Tasmanier eine 100%ige. Und wie kambrische Tierarten unverändert fortleben, besonders in der Tiefsee, weil ihre Umwelt ihnen niemals Entwicklungsreize bot, während andere Arten veranlaßt waren, sich vollständig umzubilden, so hat es auch viel für sich, wenn die über mehrere Jahrzehntausende sich erstreckenden Tiefkulturen damit erklärt werden, daß eine Kultur, die den Menschen sich im Gleichgewicht mit der Umwelt und seiner Seele fühlen läßt, durchaus zur Beharrung neigt, so daß es für diese Beharrung der geistigen, gesellschaftlichen und zivilisatorischen Gleichgewichtszustände überhaupt so gut wie keine Zeitgrenzen oder Erschöpfungskrisen gibt.

Neben dieser unter Verwachsung mit dem Boden sich vollziehenden Entwicklung des Pflanzertums mit seiner überwiegend mutterrechtlichen Sozialverfassung ist das Werden einer ganz anderen Art von Menschen einhergegangen. Mit der ausgesprochen vaterrechtlichen Lebensordnung ist dieser andere Mensch

¹ F. Kern a. a. O. S. 44.

so weitgehend zur Herrschaft über Tierbestände gelangt, daß diese zu existenzsicherndem Vermögen wurden. Wenngleich es nicht ausgeschlossen ist, daß es oft auch bewußt um die Einfangung von Fruchtbarkeitskräften ging, so spielte doch die magische Kausalität auch hier ihre große Rolle.¹ Aber wo es um Haltung, Pflege und Zucht von Herdentieren geht, steht der Mann ganz im Vordergrund und die vaterrechtliche Lebensordnung ist selbstverständlich. Die ebensosehr physische Kraft wie Intelligenz fordernde Beherrschung des Tieres hat den Menschen zum „Herrn“ werden lassen, zunächst über Tiere, dann aber auch über Menschen. In dem weiten eurasischen Raum zum reitenden Beherrscher des edelsten Tieres, des Pferdes (Alfr. Weber) ausgebildet, hat sich der Pferdenomade zum Reiter und damit zum erobernden Herrenmenschen entwickelt. Aus der rein jägerischen Abrichtung von Zug- und Lastträgiertierkraft ist die Urhirtenkultur erwachsen, die in der Herde umfassendes bewegliches Vermögen gebildet und gepflegt hat. „Der Schritt vom beständigen Verfolgen der wandernden Rentierherde bis zur Übernahme ihrer Leitung und Regelung ihrer Nutzung ist ein geringer“ (Menghin). Die Jagd ist die Vorstufe der Zähmung. Melkung und Reitnutzung sind schon Erscheinungen eines späteren Stadiums.

So führt der Werdeprozeß aus dem Stadium der „Naturkindschaft“ mit dem naiven, wirklich kindhaften Parasitismus der Wildbeuter zunächst zu denkender Pflege der beiden wichtigsten natürlichen Nahrungsgüter: Pflanzen und Tiere. Und immer mehr kommt es zu willensbestimmten Produktionsformen (Menghin). Die innere Einstellung des Menschen, die „Naturverbrüderung“, wie Menghin das Symbioseverhältnis zwischen Mensch und Natur nennt, scheint verknüpft mit einer nicht unwesentlichen somatischen Wandlung (Gehirnentwicklung unter gleichzeitigem Verlust verschiedener primitiver Körpermerkmale), aber auch seelischen Wandlungen. Nachdem der Mensch einmal diese Indienstzwingung von Boden und Tieren

¹ Heichelheim weist auf eine übersteigerte Götterverehrung der Pflanzer, Viehzüchter und Pflugbauern hin, die die nach den modernen religionswissenschaftlichen Forschungen erheblich einfacheren und klareren Vorstellungen der Wildbeuter überwuchert habe (a. a. O. S. 46).

gewonnen hatte, war der Herrschaftsgeist geweckt. Auch die demokratische Zeit war vorbei, die Häuptlingsverfassung tauchte auf. Wohl steht der Mensch immer noch weitgehend im Banne des vielfach eine Vielheit von Göttern und Mythen umfassenden Weltbildes, voll magischer und animistischer Vorstellungen, aber er hat erfahren, daß man seinen Willen der Außenwelt aufzwingen kann.

Und die Eigentümlichkeit dieser Spezialisierung liegt darin, daß sie im Rahmen größerer irgendwie vereinigter Massen, also als Spezialisierung ganzer Stämme oder Völker, vor sich gegangen ist¹ mit dem Ergebnis eines Stammesspezialistentums. Die Pflanze leben also ohne oder von nur geringfügiger tierischer Nahrung, andererseits spielt die pflanzliche Nahrung bei den Hirten eine untergeordnete Rolle. Dementsprechend ist die Arbeitsbetätigung differenziert. Soweit Hirten sich Pflanzennahrung als Ergänzung zu ihrer tierischen Nahrung im Tausch oder gewaltmäßig verschaffen, ändert das an dem Wesen der ganzen Entwicklungsphase nichts, sie hat ihr Gepräge durch die Gliedertheit der Erdbewohner in Pflanzen- und in Tierpfleger und -nützer. Daß diese Spezialisierung ein allgemeingültiges soziologisches Prinzip im Werden der menschlichen Gesellschaft ist, steht außer Zweifel. Aber es darf auch nicht einseitig als Universalprinzip aufgefaßt werden, denn es hat den Anschein, als ob für gewisse Zeiten Gegenbewegungen im Werden der menschlichen Gesellschaft sich einstellen müßten, sozusagen aus einer Notwendigkeit eines Wechsels zwischen Totalität und auflösender Besonderung, zwischen Universalität und Spezialistentum, zwischen absoluter oder wenigstens relativer Autarkie kleiner Gemeinschaften und sozialisierender Verständigung weiterer Menschenkreise.

Die Horde der Wildbeuter bildet das Paradigma für die Totalität und Universalität, in der der einzelne Mensch alle Möglichkeiten der ihn umgebenden Natur auf der untersten Stufe der Primitivität entsprechend seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten individuell ausschöpft. Die Solidarität in der dualistischen

¹ Auch innerhalb des loseren Hordenzusammenhanges ist es da und dort im Laufe der Zeit zur Spezialisierung einzelner der zur Horde gehörenden Familien gekommen. Thurnwald a. a. O. IV S. 65.

ehelichen und in der Hordengemeinschaft lieferte die Spitzendeckung gegenüber der Gefahr unzulänglicher Existenzgesichertheit durch den Einzelnen. Reizsparsame Genügsamkeit ist die innerweltliche Grundlage der im wesentlichen individuellen, jedenfalls höchstens familiären Autarkie.

Trotz dieser schon im Miolithikum, noch mehr aber im Neolithikum auftretenden Mannigfaltigkeit (namentlich eine Folge der erwähnten Berührungen, Überschichtungen durch Wanderungen,¹ Unterwerfungen u. a. m.) läßt sich gleichwohl für die ganze, auch durch Jahrtausende sich hinziehende Stufe zwischen Wildbeutertum und Vollbauerntum mit Wahrscheinlichkeit eine gewisse Einheitlichkeit erkennen. Für diese teilweise gewiß noch ganz eiszeitliche Epoche lassen sowohl die archäologischen Quellen wie die ungefähr parallelen ethnologischen Feststellungen je zwei Zwischenstufen erkennen, die hier nur kurz als Alt- und Jungkulturen einander gegenübergestellt werden, und auf jeder dieser Stufen ist sowohl archäologisch wie ethnologisch eine Mehrheit von Typen zu unterscheiden. Diese Unterscheidung ist innerhalb der Pflanzenpflieger im wesentlichen am Wechsel in der Technik (insbesondere Garten-, Grab- und Hackbau), innerhalb der Tierpflege am Wandel der Nutzung orientiert. Seitens der Wiener Schule ist wohl mit Recht gefordert worden, daß neben dem Stofflichen doch auch „im Religiösen, im Kunstschaffen und im Soziologischen Übereinstimmung und Differenzierung“ für die Bildung der Stufen und Unterstufen berücksichtigt werden müßte. Dem entspricht es freilich nur sehr teilweise, wenn Fritz Kern glaubt, eine „seelische Wandlung der Tiefkulturen“ in diesen Zwischenstufen in bestimmten soziologischen markanten Änderungen zusammenfassen zu können: 1. in dem Überwiegen des Rudelgefühls gegenüber dem bei Wildbeutern herrschenden Familiengefühl; 2. in der Steigerung der fachlichen Sonderleistung, mit der die vorausgegangene Universalleistung des einzelnen zurückgedrängt erscheint; 3. in der

¹ Die Annahme einer großen Wirksamkeit der Wanderungen mag nach den jüngsten sowjetischen Darstellungen der prähistorischen und historischen Forschungen im eurasischen Raum für diesen nicht zutreffend sein (vgl. Hančar, Die Ausweitung unseres Geschichtsbildes durch die sowjetische Urgeschichts-Forschung. Blick nach Osten 1949).

Verdrängung reizsparsamer Arbeitsgenügsamkeit* durch genüßkundige Reizzüchtung.

Für das Hirtentum ist gewiß das Wirksamwerden mindestens der Großfamilie, also jedenfalls einer weiteren Gemeinschaft, als sie in der Kleinfamilie gegeben ist, richtig gesehen. Für das Alt- und Jungpflanzertum vermag ich ähnliches nicht als erwiesen zu sehen. Für die ganze dem Vollbauerntum vorausgegangene Stufe ist aber gewiß die Spezialisierung wesentlich.

Die Stufe der Pfleger von Pflanzen und Tieren bedeutet mit der Spezialisierung eine Konzentration der größeren Gemeinschaft (Rudelgefühl) auf ein engeres Feld der Tätigkeit mit Steigerung der Intensität. „Neben der Sippe bildeten das Dorf, der Stamm, die sozialen auf Verwandtschaft beruhenden Grundlagen der Wirtschaftsverfassung“.¹ Ein zentraler Wille (Häuptling) kommt gegenüber einer Mehrheit von Arbeitenden für die Nahrungsgewinnung und die sie begleitende Handwerkstätigkeit, eventuell auch für Tauschvorgänge allmählich zur Geltung. Soweit solche Tauschvorgänge Bedeutung gewinnen, ist die Autarkie einer sozialisierenden Verständigung innerhalb eines weiteren Menschenkreises gewichen.

Gleichviel aber, ob man nun eine Entwicklungsnotwendigkeit in einer solchen Spezialisierungsstufe anerkennen will oder nicht: fest steht jedenfalls, daß beide, sowohl das Pflanzertum wie das Hirtentum, ihre selbständige Entwicklung durchgemacht haben, um letzten Endes allerdings doch wieder zu einer Vereinigung in dem Vollbauerntum zu gelangen, das sich als Synthese aller Tiefkulturen, gewiß jedenfalls aus Jungpflanzertum und Rinderhirtentum und damit als feste Verbindung von Ackerbau und Viehzucht darstellte. Mag man nun immerhin ein frühbäuerliches und ein reifbäuerliches Kulturstadium noch unterscheiden müssen, wie Kern meint,² der auf Verwendung des Viehs als Zugkraft und damit auf das Pflügen des Bodens als charakteristisch für den Vollbauern Gewicht legt: das dem Bauerntum vorausgegangene Dasein hat das Spezialistentum in die Welt gebracht, und das Bauerntum ist erst als Synthese

¹ Thurnwald a. a. O. III S. 61 über das geschichtete Gemeinwesen von Jäger-Fängern mit Feldbau und Handwerkertum der Maori (Neuseeland).

² F. Kern a. a. O. S. 97 u. 99.

aus den spezialisierten Daseinsformen der Pflanze und der Hirten zu einer dritten Kulturstufe¹ geworden. Dies ist aber erst möglich geworden, nachdem in den vorbäuerlichen Kulturen zwei wichtige Elemente der menschlichen Wirtschaft errungen waren: 1. der Besitz von Vermögen mit der Einsicht in den Nutzen und Wert einer Sachausstattung, 2. eine vertiefte Planmäßigkeit im Leisten und im Opfern von Mitteln für künftigen Bedarf, künftige Nutzung, also für künftigen Ertrag.

Beides mußte gelernt werden und kam nicht angefliegen, und für beide Lernprozesse sind eine durch Berufsspezialisierung ermöglichte Konzentration des Denkens auf dasselbe Zweck-Mittel-Verhältnis und Intensivierung der Arbeit notwendig gewesen. Diese Spezialistenschulung hat einen viele Jahrtausende umfassenden Lehrgang bedeutet. Er brachte besondere Mischungen und Übergänge, unter denen das Hirten-Kriegertum eine hervorragende Stelle einnimmt, namentlich da mit ihm vor allem das Herrenprinzip in der menschlichen Gesellschaft aufgekommen sein dürfte.²

In seiner Darstellung der Wirtschaft der Naturvölker bringt Thurnwald eine Reihe von Kombinationen (Symbiosen) des Zusammenwirkens verschieden kultivierter Naturvölker.³ Danach ist es kaum zu rechtfertigen, wenn man den archäologischen Typen der miolithischen Altpflanze und Althirten und der neolithischen Jungpflanze und Junghirten rezente Völkertypen schlechthin parallelisierend gegenüberstellt. Da und dort mag es wohl gelingen, aber die Archäologen, insbesondere die vorsichtigen, Menghin und Kern, betonen ausdrücklich, wie problematisch für diese weiteren Entwicklungsstufen die Parallelisierung ist. Ein Reichtum an Varianten in der Schichtung von Gemeinwesen, teils ethnisch, teils sozial (als Folge von Berührung, Durchkreuzung und Unterwerfung zwischen Jäger-Fängern mit Feldbauern, Jäger-Hirten, Großviehhirten mit Feldbauern und Handwerkern u. dgl.) läßt das heutige ethnologische Material der Naturvölker nur in ganz seltenen Fällen noch als

¹ Ebenda 14. Kapitel.

² Zu vgl. hierzu die vortreffliche Darstellung und Würdigung dieser Arbeitsteilung bei Heichelheim a. a. O. S. 65 ff.

³ Vgl. Thurnwald a. a. O., insbes. III S. 48 ff.

reine Typen erkennen. Dazu kommt die Verschiedenheit des politischen Schicksals der Völker, durch das einmal eine mehr demokratische, ein andermal eine aristokratische Gestaltung der Gesellschaft und der staatlichen Ordnung unter im übrigen gleichen Gegebenheiten bewirkt wurde. Die Mannigfaltigkeit ist daher schon vor der altorientalischen Stadtkultur sehr erheblich geworden. Nach wie vor aber, ja oft mehr als vorher, sind neben den rational orientierten Ausgestaltungen technischer Mittel – vom Grabstock zum Pflug! und ähnliches – immer noch Weltbildeinflüsse wirksam geblieben, jedenfalls so stark, daß sie auch noch die theokratische Staatsgestaltung in der altorientalischen Stadt, also der dann erst folgenden Kulturstufe, ausreichend zu erklären vermögen, was an und für sich bei der weitgehenden Unterordnung des Individuums nach der Ausbildung des sehr freien Vollbauernums und der in ihm wiedergewonnenen Totalität und Universalität, mit ausgesprochener Autarkie im Kreis der engeren oder weiteren Familie, einiges sagen will.

Das auf künftige Erträge gerichtete Planen ist im Garten-, Grab- und Hackbau mit Einsatz menschlicher Arbeit lange Zeit gewiß im Verband weiterer Gemeinschaften und mit allmählicher Seßhaftwerdung, aber seit dem Hackbau wohl nur mit Wechsel in der Bodenverwendung (Feldgraswirtschaft) vor sich gegangen. „Politische Gemeinschaften“ – dieser Begriff freilich in einem sehr weiten Sinn – erscheinen als Träger des für die Verwendung des wichtigsten Produktionsmittels, des Bodens, maßgebenden Willens. Die Staatsspitze verteilt den Boden wahrscheinlich jahrweise an die anbauberechtigten Familien zur Einzelnutzung.

Die planmäßig mit gesteigertem Arbeitsaufwand nunmehr gewonnenen Produktionsüberschüsse konnten die Grundlage für die Verbesserung der Daseinsführung, Entwicklung größerer Ansprüche und damit für das Verlangen nach der Verfügung über Arbeitskräfte (Sklaven) auslösen, mit denen die Produktionsüberschüsse gesteigert werden konnten.

Wesentlich anders im Leben der Hirten. Hier ist das Planen in erster Linie auf die Bildung des Tiervermögens eingestellt,¹

¹ Wie sehr gerade bei Hirtenvölkern Einsicht in die Bedeutung des Haushaltens und Sparens die Grundlage für die Lebensgestaltung geworden sein

das in der Viehherde (als einem lebendigen Vorrat für Nahrung, Kleidung und sonstige Gebrauchsstoffe oder als Arbeitskraft) weit mehr eine intellektuelle, insbesondere organisatorische Leistung als physische Arbeit des Besitzers erheischt. Thurnwald stellt denn auch fest, einen wie sehr verschiedenen Eindruck die Rinder- und Kamelhirten als Menschen machen, verglichen mit Feldbauern. Die Persönlichkeit entscheidet weit mehr für das Schicksal. Die Herde ist der bewegliche Reichtum und damit Grundlage des Ansehens. Die Tendenz zur Vergrößerung der Herden, gleichviel ob Sippen- oder Individualeigentum herrscht, das Wirtschaften nach dem Bedarfsdeckungsprinzip, die Tendenz zur Vergrößerung der Familie, weil der Bedarf an zuverlässigen Viehhirten wächst, Polygamie, Notwendigkeit der Wanderbewegung, die wieder eine Führerkraft erheischt, Entwicklung eines Herrentums, Steigerung des Patriarchalismus, gleichzeitig aber auch, je nach dem größeren Glück mit der Herde, Besitzverschiedenheit und danach soziale Schichtung (Adel, reiche und arme Freie und Unfreie): das alles sind Züge der Hirtenkultur, die ineinandergreifen und sich gegenseitig bedingen.

b) Wirtschaftsstil umstritten

Der Historiker steht nun für diese Pflanzler und Hirten sowie auch für die der Stadtkultur vorausgegangene Bauernkultur-epoche vor der Aufgabe, den Ablauf des Wirtschaftslebens und damit namentlich die Morphologie jener Wirtschaft zu geben.

Das, was die aus Grabungen gewonnenen gegenständlichen Zeugen über jene Jahrtausende zu künden vermögen, gilt aber freilich immer noch ganz überwiegend technischen Dingen, dem technischen Werden, der Ausstattung der wirtschaftenden Menschen mit technischen Mitteln, und nur an Hand eines sehr dünnen Fadens von Kausalität ist es möglich, zu Aussagen über jene Tatbestände, Vorgänge und Verhältnisse der Menschen zueinander zu gelangen, die das eigentlich Wirtschaftliche, die Geordnetheit

muß, zeigt sich u. a. darin, daß die Bewirtschaftung des Viehbestandes dazu führt, daß Fleischkost überwiegend auf Kleinvieh beschränkt wird, weil die Herde als Kapital aufgefaßt nach Möglichkeit nicht vermindert werden darf (Thurnwald a. a. O. III S. 72).

in dem auf die Ausglei chung von Bedarf und Deckung gerichteten Handeln einigermassen sehen lassen. Wirklich kausale Zusammenhänge sind – um nur eine Frage anzudeuten – z. B. bezüglich des Güterumlaufs für den Fernhandel aus dem historischen Material zu gewinnen. Aber schon die Nachrichten über Nahhandel sind m. E. Grundlage nur für Schlüsse von sehr niedriger Wahrscheinlichkeit.

Die Nachweisung einer regen Handelstätigkeit in dem Sinne, daß sie eine wesentliche Ergänzung der Güterversorgung aus der eigenen Wirtschaft gebracht habe, spricht jedenfalls nicht für die Annahme einer „reinen Verkörperung des hauswirtschaftlichen Stiles“. Es liegt mir fern, K. Büchers These von der Tauschfeindlichkeit des primitiven Menschen aufzunehmen. Er hat auch darin vereinzelt Beobachtungen unberechtigt generalisiert. Aber mit der Widerlegung dieses Irrtums ist noch in keiner Weise die Bedeutung der Tauschvorgänge bei den Primitiven oder den Völkern der mio- und neolithischen Tiefkulturen auf ihr richtiges Ausmaß gebracht. Es geht nicht bloß um die Frage, ob Tauschvorgänge einen Güterumlauf bewirkt haben, sondern es fragt sich, wie sich diese Güterbewegung in das Wesensbild jener Wirtschaftsweise der Alt- und Junghirten, der Alt- und Jungpflanzler und schließlich der Vollbauern einfügte. Jedenfalls ist dabei mindestens an den sakralen Charakter der in Schenkung und Vergeltung zerfallenden Tauschbewegungen zu denken, so daß dadurch allein schon die Tauschvorgänge im Sinne eines modernen Rationalismus, also als notwendige Ergänzung für das Leben nicht gelten können. Kommt so also eine Anzweiflung des Vorkommens von Tauschvorgängen überhaupt nicht in Frage, so wird trotzdem eine Antwort auf die Frage fällig, wie weit eine wesentliche Ergänzung der Güterversorgung durch Tauschvorgänge mit der Kennzeichnung in Einklang zu bringen ist, mit der Heichelheim seine Darstellung der frühen Pflanzler-, Viehzüchter- und der Bauernkultur abschließt,¹ indem er die Wirtschaft dieser Periode als „Idealtypus des hauswirtschaftlichen Stils Spiethoffs“ wertet.

Gerade wenn man den Spiethoffschen Hauswirtschaftsstil – NB. mit seinen so sehr richtig gesehene n Sondergestaltungen² – als maßgebenden Typus gelten läßt, dann ist die mit diesem Stil zu charakterisierende Wirtschaft nicht mit einem regen Güterumlauf als Wesenserscheinung zu denken, denn dann ist ja das Haus mit seiner Wirtschaft nicht mehr die wesentliche Form der Güterbeschaffung. Für das Leben der im hauswirtschaftlichen Stil lebenden Geschlechter bedeutete die Güterbeschaffung durch Handel eine zufällige und unwesentliche Ergänzung. Die technischen Mittel, Geräte,

¹ Heichelheim a. a. O. S. 104.

² Spiethoff, Die Allgemeine Volkswirtschaftslehre als geschichtliche Theorie. Die Wirtschaftsstile. Festgabe f. Werner Sombart. München 1933 (Jb. f. Ges. 56. Jg.), S. 914.

Werkzeuge, auch Tiere waren mindestens in der Hauptsache noch durch das von der Natur Dargebotene, insbesondere durch Materialien, Holz, Knochen, Stein, später Kupfer, bestimmt, und nur der Fernhandel hat – man beachte übrigens die langen Reisezeiten! – als mehr oder minder kühne Unternehmung gegenüber dem Hauptstrom der Güterbeschaffung aus der Hauswirtschaft wenn auch wertvolle, so keineswegs unentbehrliche Ergänzung gebracht.

Heichelheim empfindet selbst die Notwendigkeit, seine Zusammenfassung mit der Bemerkung zu schließen: „Der Güterumlauf durch Handel und Krieg erfaßte nur einen sehr geringen Anteil der Gesamtproduktion“. Und so hat gewiß alles, was Heichelheim zum Wirtschaftsstil der reinen Pflanzerkultur sagt, viel Wahrscheinlichkeit für sich. Er ist selbst auch vorsichtig genug, den hypothetischen Charakter in der Formulierung wiederholt deutlich zu machen.¹ Sorgfältig verwertet er, was die Archäologie zur Charakterisierung der verschiedenen Kulturkreise erarbeitet hat. Es sind aber auch ganz überwiegend technische Dinge und – was nun recht wichtig ist – auch für diese sind es schon nicht mehr, ja nur zum geringeren Teil, wirklich historische Quellen, sondern völkerkundliches Material, das der Darstellung Heichelheims zugrunde liegt.² Er selbst erwähnt eine Reihe von Problemen, die übrigens auch wieder zumeist technischer Natur sind, von denen er feststellen muß, daß sie, „z. Zt. noch fast völlig dunkel sind“. ¹ Daraus erhellt schon, daß völkerkundliche Materialien für die Gewinnung eines Einblicks in diesen Bereich des Lebens jener Kulturen, über die noch keine schriftlichen Quellen Aufschluß geben, nicht zu entbehren sind, ja sie liefern die wesentliche Grundlage für unsere Vorstellung von dem *Ordo* des wirtschaftlichen Geschehens, also für die Morphologie.

Von Menghins „magistraler Darstellung der verschiedenen Übergangsstadien . . . von den Wildbeuterstufen bis zum Pflugbauerntum“ sagt Heichelheim, hier sei „das Fundament gelegt, auf dem nach Sicherung zahlloser noch hypothetischer Einzelfragen einmal ein abschließender welthistorischer Aufbau möglich werden wird“. ³ Er schreibt aber doch selbst demgegenüber überraschend bestimmt: „Durch Veränderung und Ausbau der ökonomischen

¹ So Heichelheim a. a. O. S. 37, 54 f., 59 f. und mehrfach in den Noten, z. B. S. 897.

² Vgl. dazu Kerns Urteil oben S. 45.

³ Heichelheim a. a. O. S. 907.

Basis der Menschheit von der erst jetzt an die entscheidende Stelle rückenden Vermögensorganisierung her gelang eine höchst intensive Organisation der menschlichen Arbeit und der von ihr genützten Naturkräfte. Die Fundamente für die Urproduktion der Jahrtausende bis heute wurden gelegt, die Berufsgliederungen auch der abgeleiteten Produktion, die Balance der Geschlechter und damit der Familie als ökonomische Form des Wirtschaftens, sowie die sozialpolitischen Klassenscheidungen wurden ebenfalls für die folgenden Jahrtausende in den Grundlinien stabilisiert.¹ Und wenn Heichelheim nun in weiten bis an unser 20. Jahrhundert heranreichenden Perspektiven für die 6 Jahrtausende vor dem „Münzgeldkapitalismus der Antike“ eine so gut wie unverändert dauernde leistungsfähige Produktionskapazität und eine stabile soziale Klassenscheidung annimmt,² so kann man diesen Überblick zwar wohl als eine sehr wahrscheinliche Hypothese gelten lassen, aber das historische Material muß noch in viel weiterem Umfang beigebracht werden, wenn es zu einer wirksamen Beweiskraft gelangen soll.

Diese Schwäche der historischen Beweisführung hat nun vor allem ihre wichtigste Tragweite in der Beurteilung des morphologischen Charakters der Wirtschaft auf der der altorientalischen Stadtkultur vorausgegangenen Kulturstufe, sofern darüber eine allerdings nicht zu übersehende Gegensätzlichkeit zwischen der Meinung der Historiker einerseits, der Ethnologen andererseits besteht.

Dafür, daß und wo, wohl vielfach auch wann am frühesten Pflugbau, Bergbau und so viele wichtige technische Mittel, Geräte, Anbaugewohnheiten und die durch dieses menschliche Können und Wissen bedingten Kulturen aufgekommen sind, liegen historische Nachweise vor. Es überrascht aber, wenn Heichelheim, wie erwähnt, für alle die der altorientalischen Stadtkultur vorausgegangenen Jahrtausende nach dem Wildbeuterstadium den Idealtypus des hauswirtschaftlichen Stiles Spiethoffs „so rein verkörpert“ sieht, „wie das auf keiner menschlichen Wirtschaftsstufe mehr festzustellen ist, die in der Geschichte tatsächlich uns entgegentritt.“

Ich stehe nun zwar zur Annahme Heichelheims ganz positiv, daß vor der Entwicklung der Wirtschaft der Stadtkultur die Bauernfamilie – gleichviel ob Groß- oder Kleinfamilie – das morphologische Kernelement gewesen ist, das mit seinen Menschenkräften die Jahrtausende hindurch als Einheit für die Güter-

¹ Ebenda S. 59.

² Ebenda S. 56.

beschaffung wie für den Güterverbrauch Träger alles Wirtschafts- geschehens war. Aber angesichts der schroffen Opposition, die von ethnologischer Seite gegen die letzten Endes auf Karl Bücher zurückgehende Prägung des Typus einer mehr oder minder geschlossenen Hauswirtschaft für die frühen Stadien menschlicher Wirtschaft geltend gemacht wird, bedurfte es in einer Wirtschaftsgeschichte um so mehr einer eingehenden Stellungnahme zu der gegnerischen Auffassung der Ethnologen, als Heichelheims großes Werk die ethnologische Literatur und insbesondere auch Thurnwalds Arbeiten immer wieder zitierend verwertet. Es ist Heichelheim gewiß zuzustimmen, wenn er von dieser Wirtschaftsstufe sagt: die sittliche Zweckeinstellung des Wirtschaftens war universalistisch auf den Wirtschaftskreis der Familie größeren oder kleineren Umfangs eingestellt, d. h. sie hat diesem für seine Bedarfsdeckung erschöpfend gedient und es ist ebenso gerechtfertigt, wenn er den durch die technische Entwicklung ermöglichten Überschuß der Produktion eben dieses Menschenkreises über den primitivsten täglichen Bedarf hinaus als dynamischen Entwicklungsfaktor heraushebt. Dieser Überschuß bedeutete, gerade weil er individuell erzielt und empfunden wurde, die Möglichkeit sowohl der Steigerung der Bedürfnisse als auch einen Kräftezuwachs, „der Lebenskosmos weitete sich, . . . jetzt zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit entstanden ausgeprägte Berufssphären, die sich von der Urproduktion entfernten, Handwerk und Kunst, Handel, priesterliche und politische Hierarchie, Krieg und Raub zu Wasser und zu Land“. Das Bild aber, das Heichelheim von der Gesellschaftsordnung der reifen Pflugkulturen auf Grund des historischen Materials gibt – ein an sich überzeugendes Bild –, konstruiert er auf Grund historischer Nachrichten über politische Bildungen erheblich späterer Zeiten: der Hyksos-, Hethiter-, Mitanireiche, des mykenisch-homerischen Großkönigtums, während es doch um die Zeit vor dem 5. Jahrtausend v. Chr. geht.

Man kann mit Heichelheim das Aufkommen der neolithischen Pflugkultur vor das 5. Jahrtausend v. Chr. ansetzen, in den Zeitraum, für den die jüdisch-christliche Chronographie die Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradies und den Übergang zu bäuerlicher Bodenarbeit annimmt, und es liegen keine

historischen Gegenargumente vor, hier das Zusammentreffen mit einer „noch nie dagewesenen Totalrevolution der Menschen“ zu sehen, da von da ab „die Fundamente für die Urproduktion der Jahrtausende bis heute gelegt waren, die Berufsgliederungen auch der abgeleiteten Produktion, die Balance der Geschlechter und damit die Familie als ökonomische Form des Wirtschaftens, sowie die sozialpolitischen Klassenscheidungen ebenfalls für die folgenden Jahrtausende stabilisiert waren“.

Es geht nun allerdings um die Frage, ob das, was Thurnwald zur Morphologie der Wirtschaft jener Zeit sagt, geeignet ist, die Anwendbarkeit des Begriffes „Hauswirtschaft“, d.h. seine Eignung zur Charakterisierung der Morphologie der Wirtschaft jener Jahrtausende der nichtstädtischen Kulturen des Neolithikums, zu widerlegen und auszuschließen.

Thurnwald hat 9 Wirtschaftstypen an die Stelle der bisher üblichen Wirtschaftsstufen gesetzt. In ihnen werden hauptsächlich die folgenden die Wirtschaftsweise kennzeichnenden Merkmale kombiniert:

1. die Tätigkeit der Nahrungssuche der Männer und der Frauen,
2. die Ineinanderschichtung verschieden kultivierter Gemeinwesen,
3. handwerksmäßige Ausbildung,
4. verschiedene agrarische Techniken (Grabstock, Pflug, Bewässerungsanlagen),
5. Einflußnahme der Gemeinwesen auf die Wirtschaft,
6. mit oder ohne Gewalt bewirkte Organisationen.

Mit jenen 9 Typen, die alle aber noch eine Mehrheit von Varianten erkennen lassen, überbrückt Thurnwald die über Jahrzehntausende sich erstreckende Entwicklung vom Wildbeutertum bis zu den gegliederten, despotisch zentralistischen Beamtenlehensstaaten, er betont auch die „Faktoren der Siedlung“ (Nomadenleben oder Seßhaftigkeit, Agglomeration von Siedlungen u. a. m.)¹ und versäumt nicht festzustellen, daß mit der Pflugwirtschaft,² also einem technischen Element, der Übertritt aus dem Bereich der primitiven Kulturen in das der archaischen vor sich gegangen ist.

¹ Thurnwald a. a. O. III S. 47 f.

² Thurnwalds Auffassung von der Tragweite der Pflugtechnik ist übrigens kontrovers. Vgl. Heichelheim a. a. O. S. 952.

Sehen wir davon ab, daß dem Einfluß der Naturgegebenheiten der Landschaft, in der sich dieses Werden abgespielt hat, nur wenig Aufmerksamkeit zufällt,¹ so darf wohl gesagt werden, daß dieser Versuch, abgesehen von dem Hinweis auf die Erringung der Pflugtechnik, offenbar bewußt darauf verzichtet, eine Dynamik aufzuzeigen, die den Werdeprozeß, das Aufsteigen zu immer rationellerer Gestaltung des Lebens, im Zusammenhang mit bestimmten morphologischen Gestaltungen sehen ließe. Aber auch für die Ordnung im Zusammenwirken der Menschen, für die soziale Gestaltung in der Beschaffung von Gütern und in der Verteilung des Erarbeiteten, die Anteilgewinnung des einzelnen an den erwirtschafteten Gütern wäre demzufolge auf Grund ethnologisch rezenten Materials keine Allgemeingültigkeit zu erkennen, sondern Zufall und Mannigfaltigkeit spielten neben der symbiotischen Fürsorge einerseits, parasitärer Ausbeutung anderer Stämme und Völker andererseits immer wieder die erheblichste Rolle.

Indem Thurnwald aus der großen Zahl von ihm gesehener, also wirklicher „Typen“, die sich aus der variierenden Kombination der obenerwähnten Merkmale des sozialen Seins nur 9 Typen heraushebt, theoretisiert doch auch er, da er damit die weniger wichtigen, weil offenbar auch selteneren vernachlässigt, d. h. also von ihnen abstrahiert. Er will aber gleichzeitig die chronologische Folge und damit den historischen Charakter seiner Typenreihe auch wieder offenbar unbedingt dadurch abschwächen, daß er ausdrücklich zwar zwischen einigen wenigen von ihnen untereinander eine Irreversibilität und damit die für sie notwendige zeitliche Aufeinanderfolge anerkennt, andererseits aber im übrigen Reversibilität behauptet. Daß die Theoretisierung von der Vergangenheit angehörenden Wirtschaftszuständen und Vorgängen nicht zu entbehren ist und ihre Notwendigkeit anerkannt wird, ergibt sich schon daraus, daß so viele aus solcher Theoretisierung geschichtlicher Wirklichkeit gewonnene Begriffe und die mit ihnen geschaffene Terminologie ohne Bedenken übernommen werden.

Dabei bleibt eine gewisse Überlegenheit des ethnologischen Gegenwartstoffes hinsichtlich des Lebens und der Lebensformen gegenüber dem historischen Sachbefund unbedingt anzuerkennen,

¹ Eine wichtige allgemeine Bedachtnahme bei Thurnwald a. a. O. I S. 94 ff.

aber es darf darüber nie vergessen werden, daß ja die Ethnologie selbst immer wieder Änderungen in den Lebensverhältnissen der Naturvölker unter dem Einfluß der so viel stärker gewordenen Berührungen mit Völkern der europäisch-amerikanischen Zivilisation während des letzten Jahrhunderts in recht kurzen Zeiträumen feststellen muß.¹

Thurnwald hat nun mit der oben eingehender besprochenen Betonung der Mannigfaltigkeit und des in so vielen Fällen offenbar Singulären im ethnologischen Tatsachenbereich auch hier gewiß recht. Aber dieser Tatbestand der Gegenwart gestattet Schlüsse auf den vorausgegangenen Werdeprozeß und einen Wandel in den morphologischen Verhältnissen immer nur sehr bedingt und rechtfertigt keineswegs die absolute und schroffe Ablehnung der historischen Theoretisierung für eine so viele Jahrtausende zurückliegende Seinsgestaltung. Wenngleich diese auch schon eine gewisse Mannigfaltigkeit aufgewiesen haben wird, so gestattet das vorliegende historische Material doch die Herausarbeitung von Zügen des wirklichen Seins und Geschehens, die zum mindesten als häufigste unter den Mannigfaltigkeiten zu erkennen sind. Und letzten Endes gilt es doch einzusehen, daß dem Ringen nach der Erkenntnis von Allgemeingültigkeiten und Gesetzmäßigkeiten auch in den Bereichen der Geisteswissenschaften die Berechtigung nicht abzusprechen ist. Und weiter: Wenn sich schon die Naturwissenschaften heute mit der Konstruktion statistischer Gesetzmäßigkeiten, also Wahrscheinlichkeitsgesetzen begnügen, so wäre es eine seltsame Vermessenheit, wenn für das Werden und Sein der menschlichen Gesellschaft nur solchen historischen Erkenntnissen Geltung zuerkannt werden sollte, die absolute Allgemeingültigkeit haben. Das Verlangen, durch die ungeheuren Massen des Individuellen hindurch Einsicht in große Linien des Werdens im Bereich der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen, ist nicht minder berech-

¹ So betont auch Thurnwald die weitgehende Änderung in den Bodenbewirtschaftungsgebräuchen innerhalb der fast 3 Jahrzehnte, die zwischen seinem ersten und seinem letzten Besuch in Buin eingetreten war (Thurnwald, Pigs and currency in Buin, Observations about primitive standards of value and economics. Oceana vol. V. December 1934). Er hebt ausdrücklich den bemerkenswerten Verlust an Tradition hervor.

tigt als das nach der Kenntnis des Individuellen des allereinsten, des Einmaligen.

Wie im Bereiche der Biologie, so bedeutet auch im sozialen Leben das Vorkommen der häufigsten unter einer Vielheit gleichartiger, aber im einzelnen mannigfaltiger Erscheinungen oder Vorgänge eine Wahrscheinlichkeit, der die Geltung einer gewissen Regelmäßigkeit zukommt, die zu erkennen Aufgabe der soziologischen Arbeit ist.

Nun hat sowohl nach historischem wie nach dem ethnologischen Material die Familie vom ersten Stadium, in dem uns das Menschenleben gegenübertritt, wie für alle Zeiten, für die die Quellen Auskunft geben, ihre Rolle als ein Kristallisationselement gehabt, um das herum das Leben sich orientierte, soweit es der elementarsten Daseinsfürsorge galt. Das allein schon rechtfertigt den Wahrscheinlichkeitsschluß, daß auch für jene Phasen, für die die Quellen weniger verläßlich sprechen, mit der Familie als maßgebenden Trägerin des Wirtschaftslebens gerechnet werden darf.

Als Familie ist in der Ethnosoziologie das dauernde arbeitsteilige Zusammenleben von Mann und Frau mit ihren Kindern zu verstehen, definiert Thurnwald.¹ Im Hinblick auf die in manchen Gesellschaften bestehende Polygamie (in der Regel mit besonderer Feuerstelle oder Hütte für jede Frau) kann man, so ergänzt Thurnwald, die Verbindung von Mutter und Kindern als engere Einheit, als Familienkern auffassen. Dagegen enthalte die Familie oft auch Witwen verstorbener Brüder mit ihren Kindern oder andere Verwandte ohne selbständigen Familienanschluß. Sie bleibe damit immer noch Kleinfamilie zum Unterschied von der Großfamilie, die mehrere Generationen auf dem gleichen Hof oder sogar unter demselben Dach umschließt. Beide, die Klein- wie die Großfamilie, bilden eine Wirtschaftseinheit.

Horde, Klan, Sippe sind Familienagglomerationen, Thurnwald nennt sie kristallisierte Agglomerationen, durch den Glauben an gemeinsame Ahnen religiös unterbaut, die oft auch wirtschaftlich und politisch einander stützen. Mag man auch

¹ Hierzu und zum folgenden Thurnwald a. a. O. II das Kapitel Die Stellung der Frau S. 29 ff. u. S. 190 ff.; III passim; IV S. XIII ff. u. 64 ff.; V S. 9 f.; aber auch Heichelheim a. a. O. III. Kap., insbes. S. 39, 57 f. u. 83 sowie die Anm. 6, 7, 32, 36.

die Horde als von Anfang an vorhandenes Zusammenleben annehmen, so gelten Klan und Sippe als Zusammenschluß von Familien, der in der Hauptsache am häufigsten wohl erst mit dem Feldbau erfolgt sein dürfte.

Thurnwald nimmt an, daß die bei den Wildbeutern schon sehr selbständige Stellung der Frau im Laufe der Zeit noch gewonnen habe, sie hat Haus, Essen und Garten bestellt, für Kleidung und für ihre Kinder gesorgt, ja sogar den aufkommenden kleinen Handel soll sie getrieben haben. Es ist begreiflich, daß der Besitz mehrerer Frauen im Hinblick auf ihre Leistung als Reichtum galt. Unter dem Einfluß der Verbreitung des Feldbaues, der ganz überwiegend von der Frau getrieben und verbessert wurde, ist eine weitere Kräftigung ihrer Stellung eingetreten, was wohl auch in den mutterrechtlichen Einrichtungen einen Niederschlag erfuhr. Die Stellung der Frau ist aber nicht etwa nur im Bereich des Mutterrechtes, sondern auch im Gebiet des Vaterrechts sehr stark gewesen. Die Wendung zu einer Verschlechterung sei mit jenen Wandlungen in den Herrschaftsverhältnissen eingetreten (mit Wanderungen, Raubunternehmungen, Erbeutung und Versklavung fremder Frauen u. dgl.), mit denen die Ausbildung der Großfamilie und schließlich der Herrenfamilie verbunden war.

Wo die politische Bedeutung der Sippe erschüttert war, erfolgte die Loslösung der Familie aus dem Sippenverband mit einer Erweiterung der Familie zur *familia* im römischrechtlichen Sinne. Die damit verbundene Steigerung der Selbständigkeit der Familie, „das Anschwellen der Herrenfamilie mit Sklaven und Dienern eröffnete den Weg zum Privateigentum dieser Familie auch an Boden und Herden“. Dieser Prozeß gilt schon der Erklärung für das Aufkommen der altorientalischen Despotien, wenn Thurnwald darauf hinweist, daß die Ausbildung dieses Privateigentums der Einverleibung in das System einer rationalistischen Despotie auf sonst egalitärer Grundlage förderlich war.

Das alles sind Feststellungen Thurnwalds, die mit seiner Bekämpfung des hauswirtschaftlichen Stiles für das Leben auf dieser Kulturstufe nicht in Einklang zu bringen sind. Sie bestätigen geradezu besonders die über die Jahrtausende hinweg zu erkennende große Bedeutung der Frau als Arbeiterin und

dadurch schon als das Element der verlässlichsten Versorgung der Familie und das heißt eben doch nichts anderes als der Hauswirtschaft. Sie hat mit dem Überschichten der Pflanzler durch die überwiegend vaterrechtlich lebenden Hirten ihre Rolle als Trägerin des wirtschaftlichen Willens für den wesentlichsten Teil der Familiengemeinschaft an den Mann abgeben müssen. Das geschah aber eben im Zusammenhang mit dem Prozeß, als dessen Endergebnis das Vollbauerntum mit vielseitigerer, Boden- und Viehpflege verbindender Ausrüstung der Familie – nun vielfach Großfamilie – zu erkennen ist, dem Prozeß, den Thurnwald ja auch wiederholt selbst feststellt.

Daß mit dieser Entwicklung der Individualismus eine Stärkung erfahren hat, darf wohl mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden. Die Anerkennung des Vorhandenseins von Herrenfamilien (Thurnwald) liegt in derselben Linie. Der individualistische Geist dieser Hauswirtschaft ist auch mit dem Aufkommen der Despoten keineswegs völlig untergegangen. Darüber läßt keinen Zweifel die große Bedeutung, die auch in der altorientalischen Stadtkultur den Großwirtschaften der Tempel und anderer Fürsten und Adligen zufiel. Deren individualistisches, sehr unsoziales Wirken ist ja geradezu auch die Voraussetzung für jenes großzügige sozialpolitische Walten der Könige gewesen, das in deren Gesetzen Ausdruck fand. Mit treffenden Argumenten bekämpft Heichelheim die Auffassung, daß die dem alten Orient vorausgegangenen Kulturen von, durch Überschichtung herbeigeführt gedrückten, ja ausgebeuteten Bauern getragen worden seien, und die Tatsache, daß schon in der vordynastischen und vor der Stadtkultur liegenden Zeit die gigantischen Monumentalbauten und die riesigen Bewässerungsanlagen mit einer ungeheueren Arbeits- und Transportleistung geschaffen worden sind, spricht auch durchaus nicht zwingend nur in dem Sinne, daß der Stadtkultur eine massenhafte Versklavung der bäuerlichen Bevölkerung vorausgegangen sein müsse. Die freien Bauern konnten in genossenschaftlichem Zusammenschluß Großes geleistet haben.

So erhebt sich aber nun die Frage, ob die Rolle der Familie als Wirtschaftseinheit es rechtfertigt, für die Wirtschaft dieser Kultur den Begriff Kollektivismus in Anwendung zu bringen.

Die Frage wäre zu bejahen, wenn man die Familie als eine Kollektiverscheinung ansehen will, denn dann ist wohl in der Person des Wirtschaftsleiters im Haushalt das erforderliche Organ, das für die Gemeinschaft wirtschaftlich „will“, vorhanden gewesen. Es will mir aber gerade für den hauswirtschaftlichen Wirtschaftsstil richtiger erscheinen, den individualistischen Charakter zu betonen. Und wenn Heichelheim – gewiß mit Recht – die Kontinuität der Rolle dieses damals im Vollbauerntum gewonnenen Kulturelementes über die folgenden Jahrtausende bis auf unsere Tage geltend macht, so entspricht es doch wohl der Mentalität, die heute im Bauerntum herrscht, entschieden mehr, die herrschaftlich individualistische Selbstbehauptung als den charakteristischen Zug anzunehmen. Das εἰς κοίρανός ἔστω als Grundsatz der bäuerlichen Wirtschaftsführung ist freilich im Wandel der Geschichte im Zusammenhang mit Kredit- und Lehenseinflüssen oft illusorisch gemacht worden. Aber es wurde immer wieder um ihn und für ihn gekämpft.

c) Aufstieg zur Kapitalwirtschaft

Es ergibt sich aber noch eine Frage zur Charakterisierung der Wirtschaftsverfassung, die durch Heichelheims These von der Kapitalentwicklung der hauswirtschaftlichen Stufe aufgelöst wird. Der historische Tatbestand, den Heichelheim geltend macht: „Pflanzensamen und Vieh sind die Geldformen, die sich als das Hauptgeld der Urindogermanen und Ursemiten erweisen und im ältesten Ägypten, Babylon, Indien und China deutlich als noch der Zeit nicht städtischer Kultur entstammend entgegnetreten“ ist nicht zu bestreiten, und das reizvolle Kapitel über den Stil der Arbeit im Lebenskosmos bringt im Anschluß an das Aufkommen der Kapitalkategorie in jener Bauernkultur eine Reihe wertvoller Perspektiven. Aber gerade das Auftauchen der Kapitalfunktion beim Realkapital (Pflanzensamen und Vieh) auf dieser Wirtschaftsstufe fordert zur Frage heraus, ob es mit Kollektivismus in Einklang zu bringen ist. Die Erfassung der Ertragsfunktion eines Vermögens bei den genannten Sachgütern ist richtig. Man mag sich auch mit der Annahme Heichelheims abfinden, daß das Boden- und Viehvermögen durch Arbeits-

leistungen gewonnen sein soll, obgleich dabei für gleiche Arbeitsleistung sehr weitgehend verschiedene Vermögensbestände erworben sein konnten, zumal da bei der Herde das Glück eine große Rolle spielt. Dann bleibt aber immer noch problematisch, ob eine Wirtschaftsverfassung, in der die Einzelwirtschaftler zueinander in ein entgeltliches Leiheverhältnis treten, als kollektivistisch angesehen werden kann. Meines Erachtens sind in solchen Verkehrsvorgängen eindeutige Symptome einer wesentlich individualistischen Wirtschaftsverfassung zu erkennen. Sofern man den Zusammenhalt der Individuen in den Horden und später den Sippen für wirtschaftliche Zwecke in der vorbäuerlichen und der bäuerlichen Ära als „kleinräumigen Wirtschaftskollektivismus“ ansehen will, ist es allerdings nur konsequent, wenn man, wie Heichelheim es tut, eine solche zentrale Wirtschaftslenkung durch den König oder mindestens seine Hausverwaltung auch einen Kollektivismus, aber im Gegensatz zu dem erwähnten einen großräumigen, nennt. Daß diese Großoiken immer eine große Menge kleiner und weitgehend selbstverantwortlicher bäuerlicher Existenzen umschlossen, ist aus dem reichen Urkundenmaterial zu schließen, das die Selbständigkeit der kleinen Bauern mit Verschuldungsfreiheit deutlich erkennen läßt.

Nahe genug liegt es, anzunehmen, daß gerade dieses Ausmaß von Bewegungsfreiheit, wie es sich in der Verschuldungsfreiheit dokumentierte, mit einer Marktorganisation verknüpft war, wengleich ein solcher Markt auch im wesentlichen nur darin bestanden hatte, daß angebotene Ware und Nachfrager nach solcher sich frei finden konnten (Vertragsfreiheit).

Keineswegs scheint er die Aufgabe gehabt zu haben, die Preisbildung zu bewirken. Die außerordentliche Konstanz der autoritär festgelegten Preise einer großen Zahl von Gütern läßt kaum einen Zweifel, daß zwar Märkte bestanden, aber eben mit einer unvergleichlich bescheideneren Funktion, als sie dem System der freien Wirtschaft entspräche.¹

¹ Hierzu und insbesondere über die Konstanz wichtiger Preise über Jahrhunderte hinweg vgl. Meißner, Warenpreise in Babylon. Abh. d. Preuß. Ak. d. Wiss. 1936.

Etwa seit dem 5. Jahrtausend v. Chr., so schreibt Heichelheim, seitdem die erste Vergeistigung und Verfeinerung des neuen Kapitalbegriffs in den Stadtkulturen des alten Orients sich durchgesetzt hatte, ist eine kontinuierliche Entwicklung der menschlichen Kultur vom Beginn der Meso- und Neolithik bis zum Befund des heutigen Tages ohne einen wirklichen Druck durchzuverfolgen.¹ Es ist eine kühne These und sie ist gewiß nicht ohne jede Berechtigung, aber es fragt sich, ob diese entscheidende Wendung wirklich nur mit dem Kapitalbegriff, mit der Kapitalfunktion oder überhaupt gerade mit diesen in Zusammenhang gebracht werden darf. Das Wesentliche in Heichelheims Gedanken liegt zunächst einmal in der Betonung des technischen Fortschritts. Dieser ist aber in der Regel erst dadurch zu dauerndem Besitz der Menschen geworden, daß der ökonomische Nutzen der technischen Idee, das Erkennen der Erleichterung und Entlastung der menschlichen Leistung eine Verkörperung, die Gestalt eines dauerhaften Mittels, gewonnen hatte, auf die sich die Wertung seitens der Menschen konzentrierte. Der technische Fortschritt konnte wieder untergehen und ist so oft gewiß wieder untergegangen. Wie viele Techniken sind doch verlorengegangen, solange das spezifisch technisch-sachliche Hilfsmittel für irgendeine Gütergewinnung (Gerät, Werkzeug u. dgl.) nicht so zu einem Bestandteil des gewerteten Sachvermögens wurde. Und es ist doch wohl gerade die Objektivierung des Nutzens einer Technik lange Zeit nicht und nur allmählich erreicht worden, was sich darin dokumentiert, daß man die Werkzeuge, Geräte und dgl., die ein Mensch geschaffen hatte, ihm, wenn er starb, mit ins Grab gegeben hat.

Es ist dann auch eine wichtige Ergänzung dieser These von der ungebrochenen Entwicklung, wenn Heichelheim an einer anderen Stelle genau formuliert,² daß erst mit dem Übergang zum verzinslichen Leihverhältnis im alten Orient für solche Sachbestände (bei denen der τόκος, der Naturalertrag eines Sachbestandes, nicht augenfällig wie bei lebendem Vieh vorhanden war) der Wesenszug desjenigen Vermögens erfaßt

¹ F. Heichelheim a. a. O. S. 36.

² Ebenda S. 115.

und dauernd bewußt geworden war, das als Kapital, als Erwerbsvermögen dem Gebrauchsvermögen gegenübertrat.

Was war nun aber Kapital?

Im Hinblick auf die Uneinheitlichkeit, die auch in der theoretischen Nationalökonomie hinsichtlich des Kapitalbegriffes besteht, habe ich schon vor 20 Jahren die Möglichkeit festgestellt, von Kapital sinnvoll unter drei Gesichtspunkten zu sprechen, so daß dementsprechend auch drei Definierungen für diesen so wichtigen Begriff möglich sind. Es handelt sich um folgende drei Auffassungen:

1. Eine technisch-materialistische Orientierung sieht im Kapital produzierte Produktionsmittel, also durch Arbeit hergestellte Sachgüter (Kapitalgüter), vor allem Werkzeuge irgendwelcher Art, Kraftanlagen, Maschinen u. dgl. Zu ihrer Beschaffung werden Arbeitsleistungen notwendig und Zeit kostende Umwege in der Produktion jener Güter, deren Beschaffung das Ziel des wirtschaftlichen Wollens ist, derart gemacht, daß die menschliche Arbeitsleistung mit diesen Sachgütern (Kapitalgütern) ergiebiger wird, auch die verfügbaren Naturstoffe vollkommener verwertet werden.

2. Eine soziologisch-juristische Orientierung sieht im Kapital ein rechtlich fundamementiertes Machtelement in der Hand des Kapitalisten anderen Menschen gegenüber, wodurch die Gesellschaft sich in Klassen schichtet.

3. Eine eigentlich ökonomische, d. h. auf Nutzen und Wertung ausgerichtete Auffassung sieht Kapital in den dem Gewinn von Wert, dem Erwerb von Geldeinkommen gewidmeten Vermögensbeständen, die in beständigem Umschlag (während des Erwerbsprozesses) ihre Erscheinungsform wechseln, so daß wegen dieses Wechsels der Erscheinungsform sie einheitlich nur als in Geldbeträgen ausgedrückte Wertmengen gedacht werden können. Kapital sind dann eben die Wertbeträge, die jeweils in irgendwelchen dem Erwerb gewidmeten Mitteln investiert sind. Die Mittel, in denen Kapital jeweils verkörpert sein kann, sind die technischen und juristischen Kapitalgüter, sie sind es im Hinblick auf ihre Verwendung zur Ertragserzielung, die von einer Geldwertrechnung begleitet wird.

Da eine wissenschaftliche Erörterung an sich noch nicht durch einen Namen oder einen Stoff, sondern durch die Problemstellung gekennzeichnet wird, wird auch die Problemstellung entscheidend dafür, zu welcher von diesen drei Auffassungen man sich für eine bestimmte Aufgabe entschließt. In diesem Sinne gibt es also eine wissenschaftliche Zweckmäßigkeit für die Entscheidung zu einem dieser drei Begriffe.

I. Für die Beurteilung der Kapitalvernichtung durch den Krieg ist offenbar die technische Auffassung (Z. 1) zweckmäßig: die Zerstörung der Produktionseinrichtungen der gewerblichen und agrarischen Wirtschaft, des Transportwesens durch Kriegsvorgänge, Bomben, Kanonen, Demontagen ist Kapitalgütervernichtung, mit der gleichzeitig Wertkapital (Z. 3) zugrunde ging.

II. Für die Beurteilung der gesellschaftlichen Struktur des Aufbaues der Gesellschaft in Schichten, zwischen denen Herrschaftsverhältnisse bestehen, also für die Beurteilung der sozialen Gegensätze, für das soziale Problem, wie zwischen diesen Schichten friedliche Verhältnisse geschaffen werden sollen, gilt es, das Kapital soziologisch-juristisch zu erfassen.

III. Für das Verstehen des ganzen wirtschaftlichen Ablaufs innerhalb einer Gesellschaft, für die Dynamik der Wirtschaft, also für die Aufgabe, wie das wirtschaftliche Problem zu lösen ist, d. h. wie die Herstellung einer möglichst weitgehenden Harmonie zwischen Bedarf und Deckung, mit einem Wort für die Frage, wie im Gesellschaftskörper die Güterproduktion als gesellschaftlicher Vorgang überhaupt zustande kommt: dafür ist die ökonomische Auffassung des Kapitalbegriffs, also das Kapital als Mittelausstattung der planenden und wagenden Wirtschaftssubjekte, zweckmäßigerweise heranzuziehen.

Gilt es, den Werdeprozeß in der menschlichen Gesellschaft in großen Zeiträumen zu erfassen, und das erheischt, ihn in voneinander sich unterscheidende charakteristische Abschnitte aufzulösen, dann ist die technische Auffassung des Kapitals (Z. 1) schon insofern nicht geeignet, als die Unterscheidung zwischen kapitalistischem und nicht- oder vorkapitalistischem Zeitalter sich unter diesem Gesichtspunkt überhaupt nicht aufrechter-

halten ließe.¹ Denn nicht nur der künstlerisch hochbegabte totemistische Klingenmiolithiker, der frühmiolithische Aurignacien, auch die frühprotolithischen Clactoniens und Prächelléens haben Produktionsmittel erzeugt und sie verwendet, um ihre Nahrungsbeschaffungsarbeit ergiebiger zu machen, und wären danach Kapitalisten gewesen. Solchen offenbaren Sinnwidrigkeiten kann durch Begriffsklarheit vorgebeugt werden.

Für die nichtstädtische Kultur des Neolithikums und der Bronzezeit ist nach Heichelheim das Samen- und Viehgeld noch „ein recht unerheblicher Faktor, aber immerhin ein Anhaltspunkt zur Bildung von Kapital im engeren Sinn“. Kapital zu Erwerbszwecken ganz im Sinne der privatwirtschaftlichen Auffassung von Kapital: „reiche Besitzer haben ihre Überschüsse ärmeren Bodenbebauern und Viehzüchtern zur Verwertung übergeben, die dann angesichts des möglichen Verlustes bei Mißernten oder Viehsterben einen höheren Ertrag als Entgelt abliefern mußten, als das dargeliehene Kapital betragen hatte.“ Solches verzinssliche Leihkapital, ursumerisch, urindogermanisch, ursemitisch, nimmt Heichelheim als für alle höherentwickelte Dorfkultur des Neolithikums und der Kupfersteinzeit allgemein als private Angelegenheit an.²

Die Kategorie technisches Kapital (oben Z. I) ist mit Kollektivismus vereinbar. Nicht ohne weiteres vereinbar ist aber solche private Rentner-Kapital-Nutzung. Ist danach der „kleinräumige Kollektivismus“, der der altorientalischen Stadtkultur vorausgegangenen Kulturen, fraglich, so gilt das noch mehr von dem „großräumigen Kollektivismus“ der altorientalischen Stadt, denn für diese ist das Vorhandensein von zwei Rentnerschichten, einer kleineren Oberschicht (Fron-, Steuer- und Hörigkeitsrentner) und einer breiteren Kapitalverleih-Rentnerschicht, erwiesen. Der Gedanke vom großräumigen Kollektivismus ist daher nur insofern richtig, als das Wollen des altorientalischen Königs auf ein kollektives Gedeihen gerichtet war. Der Königspalast war der

¹ Es sei erinnert, daß schon M. Weber für die Verwendung des Terminus „kapitalistisch“ überall, wo er klassifikatorischen Wert haben soll, die Deutung „privatwirtschaftliches Erverbsvermögen“ für Kapital fordert.

² Heichelheim a. a. O. S. 62 f.

Sitz des kollektiven Wollens, das Organ für die kollektiven Interessen.

Das archaische wie das Gesetzesmaterial aus den altorientalischen Stadtstaaten läßt keinen Zweifel darüber, daß in dieser Ära der Übergang von der Sachkapitalleihe zur Geldkapitalleihe in großem Stil vollzogen wurde. Daß die im Naturalkapital (Samen und Vieh) sichtbare natürliche Ertragserzielung des Stammvermögens auch auf unorganische Kapitalmassen (Metallgeld) übertragen wurde, erfährt bei Heichelheim eine geistvolle religionsphilosophische Erklärung.¹ Aber wieder kein Zweifel kann darüber bestehen, daß danach der Wirtschaftsablauf, das Disponieren über Mittel, voller kapitalistisch geworden war.

Heichelheim selbst formuliert es ausdrücklich: der Staat billigte die entsprechende Konvention für die Geltung des Metallgeldes und nahm sie in die von ihm verteidigte Rechtsordnung auf, da entstand nicht nur ein kleiner vollkapitalistischer Sektor im modernen Sinn, der den Handel mit Luxusprodukten und einem Teil der Sphäre agrarischen und gewerblichen Unternehmertums erfaßte, sondern auch jene klassenmäßige Schichtung der Gesellschaft, die den Schutz der Bedrückten durch das soziale Königtum notwendig machte, mögen auch, wie Heichelheim an anderer Stelle sagt, „Erscheinungen privatkapitalistischer Natur nur sehr begrenzt möglich gewesen“ sein.² Der Geist des Individualismus schwelte doch offenbar unter der sozialpolitischen Gesetzgebung, die sich sogar gegen die Tempel wenden mußte, weil das Solidaritätsgefühl verkümmerte.

¹ Die Möglichkeit der Zinsleistung war bei der Naturalkapitalleihe offenkundig, nicht jedoch bei der Leihe von Gütern aus unorganischen Stoffen. Es ist nun Tatsache, „daß für das Lebensgefühl der Sumerer und Ägypter, der minoischen Kreter, wohl auch der vorarischen Inder und aller unter deren Einfluß stehenden Völker des alten Orients der Kosmos, einschließlich des Firmamentes in allen seinen Teilen als in irgendwie rechenhafter Wechselbeziehung belebt galt“ (Tierkreise am Sternenhimmel). Demnach hat man nach Heichelheim hier, also auch auf dieser Kulturstufe noch, den tief eingewurzelten Einfluß der magischen Vorstellungswelt auf das ökonomische Denken zu erkennen (vgl. oben S. 45), Heichelheim a. a. O. S. 114.

² Heichelheim a. a. O. S. 191.

Kapitalwirtschaft ist entstanden und nur dort erst zu sehen, wo Vermögensbestände verkehrsmäßig, d. h. im wirtschaftlichen Verkehr mit anderen Haushalten, zur Ertragerzielung eingesetzt wurden. Es ist gleichgültig, auf welche Ursachen oder Motive die Entstehung der Vermögensbestände zurückzuführen sein mag. Möge die soziale Geltung durch Reichtum, mögen magische oder religiöse Vorstellungen, mögen schließlich doch auch rationale Überlegungen der Daseinssicherung gegen Wechselfälle zusammen mit glücklichen Zufällen besonders reicher Ernten oder des Segens in der Viehhaltung die Bildung solchen Realvermögens veranlaßt und ermöglicht haben: zum Kapital wurde es dadurch, daß es in den Zweckbereich der Vermögenmehrung durch Ausleihung an andere Wirtschaften gerückt wurde.

Zweifellos bedeutete die damit verbundene Entgeltlichkeit eine entscheidende Wendung gegenüber dem Solidaritätsprinzip, das den Individualismus der Wildbeuter veredelt hatte.

Wieder zeigt sich, daß der Mehrdeutigkeit eines Ausdrucks mehr Beachtung geschenkt werden muß. Ich habe selbst in einer älteren Veröffentlichung Heichelheims Kennzeichnung der Wildbeuterwirtschaft als einen Dualismus von Urindividualismus und Urkollektivismus übernommen. Eindringlichere Durchdenkung dieser Parallelstellung und die sorgfältigere Durcharbeitung des historischen wie des ethnologischen Stoffes haben mich überzeugt, daß eine solche Kennzeichnung nicht einwandfrei und mindestens freilich schon deshalb nicht zweckmäßig ist, weil, auch wenn man Individualismus nur wirtschaftlich verstanden wissen will, das Ausmaß, in dem die Selbstverantwortlichkeit des einzelnen – der Grundgedanke solchen Individualismus – in sehr vielen Intensitätsgraden abgestuft sein kann.

Daher zu diesem polaren Begriff Individualismus noch ein kurzes Wort.

Die Regierungskunst des altorientalischen Königtums war in ihren sozialpolitischen Schutzmaßnahmen gewiß eine Reaktion gegen einen durch Gesetz zwar zumeist gehemmten, aber in der

Kapitalleihwirtschaft jederzeit angriffsbereiten Wirtschaftsindividualismus,¹ und diese älteste uns bekannte Sozialpolitik² liegt sinngemäß wie jede spätere in dieser Richtung orientierte Sozialpolitik sozusagen zwischen den polaren Extremen Kollektivismus und Individualismus, also – um im Bilde zu bleiben – sozusagen im Äquatorialbereich gesellschaftlicher Gestaltung. Damit ist es beispielsweise auch zu erklären, daß das israelitisch-judaische Prophetentum sowohl als soziale Bewegung mit einem gewissen nicht zu übersehenden Einschlag kollektiver Denkweise als auch als individualistische Reaktion zugunsten der bauerlichen Freien gegen Verknechtung durch den Königsoikos als Organ eines Kollektivismus verstanden werden konnte.

Es ist aber wieder eine besondere Frage, ob in Änderungen der Technik so überwiegend der dynamische Faktor für jene Wandlung gesehen werden muß, die in den Jahrhunderten um die Jahrtausendwende vor Christus zweifellos eingetreten ist. Heichelheim bringt das gewiß richtig hervorgehobene stärkere Fühlbarwerden freierer und persönlicher Wirtschafts- und Organisationsformen in jener Zeit³ vor allem in Zusammenhang mit dem Vordringen der Eisentechnik in den orientalischen Raum, so daß es wohl richtig gesehen ist, wenn er gegenüber dieser neuen Wirtschaftsära die Planwirtschaft des alten Orients als mindestens relativ reaktionär und insoweit antiindividualistisch hinstellt. Die Vermutung steht wohl aber ebenso zu Recht, daß die mit der großen Völkerbewegung zwischen 1500 und 800 v. Chr. aus dem eurasischen in den Mittelmeerraum gekommenen Völker durch klimatische Verhältnisse wahrscheinlich über anders gehärteten Widerstandssinn des einzelnen Menschen verfügten. Obwohl sie wohl alle als Träger der Eisenkultur gekommen waren, sind sie durchaus nicht einheitlich

¹ Zu seiner Entfaltung hat der Verwaltungsapparat des Königtums gewiß offenbar beigetragen. Vgl. Heichelheim S. 188–95. Dabei ist hier zu erinnern, daß das als Ausbeutungsobjekt den Leihkapitalisten gegenüberstehende Proletariat deklassierte Kleinbürger, nicht etwa Lohnarbeiter waren. Vgl. M. Weber, Agrargeschichte H. d. St. I³ S. 55.

² Zwiedineck, Sozialpolitik 1911 S. 68; M. Weber, Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen, Arch. f. Soz. 46. Bd. 1918/19 S. 311 ff. und 541 ff.

³ Heichelheim a. a. O. S. 199.

widerstandsfähig gegenüber den Formen des altorientalischen Großkönigtums gewesen. Es war eben ein durch historisches Schicksal und d. h. natürlich auch durch die verschiedene Natur der vorausgegangenen Wohngebiete differenziert geschmiedetes Menschenmaterial. Sein individualistischer Geist hat sich nicht nur wirtschaftlich manifestiert. „Krieg der Vater aller Dinge“ ist der philosophische Niederschlag eines souveränen Individualismus, wie er vor allem im Griechentum lebendig war, und die bedeutende Rolle von Piraterie und Raub als Formen regulären Gütererwerbs entsprach ihm. War doch auch die Kampfweise der homerischen Zeit nach den Schilderungen der Kämpfe um Troja ausgesprochen individualistisch, ganz abgesehen von dem bei den Griechen singulär weitgehend ins Ethische hinein ausgedehnten und insoweit universalistischen Charakter des Individualismus, den Eduard Schwartz damit gekennzeichnet hat, daß mit diesem Individualismus die Entscheidung über Gut und Böse nicht mehr der Gemeinschaft überlassen blieb, sondern in das Gewissen des Menschen selbst verlegt war.

All das deutet darauf hin, daß wie jedes historische Geschehen so auch jedes Urteil über solches einer gewissen Relativität unterworfen bleibt, wie sehr sich der forschende Geist auch mühen mag, das Heranreifen an die Wahrheit absolut zu erreichen.

Die ungeheure Weite des in der Vor- und Frühgeschichte sowie in der Ethnologie zu überschauenden Bereichs menschlichen Lebens macht es begreiflich, daß die Beurteilung nicht leicht in allen Teilen, d. h. für alle vielen Epochen und Episoden kongruent sein kann. Magistrale Leistungen (ich gebrauche Heichelheims eigenes Epitheton ornans) wie die der drei großen Forscher Menghin, Thurnwald und Heichelheim werden durch die Nachweisung gewisser Inkongruenzen in keiner Weise um ihr ganz großes Verdienst gebracht. Die Größe solcher Leistungen vermag wohl niemand so voll zu empfinden wie derjenige, der nach jahrelanger Beschäftigung mit ihnen, die Unausschöpfbarkeit ihres Gehaltes erfassend, sich schwer von ihnen trennt, weil er sich anderen Aufgaben zuwenden muß.